



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

830

S912au

1897

B

963,369

Sammlung Geschen

Aussatz-Entwürfe

von

Prof. Dr. E. W. Straub

Sammlung *Wieder*
Josef Wieder. Götschen'sche Verlagsbandlung, Leipzig.

- 1. A
- 2. B
- 3. C
- 4. D
- 5. E
- 6. F
- 7. G
- 8. H
- 9. I
- 10a
- 10b
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20



THE GIFT OF
Professor
Josef Wieder

und Einleitungen
 2. Aufl. 3. Lei-
 5. Leffings
 8. Auflage.
 Abhandl. Theo-
 litterarische
 at. Abhandl.
on Aue,
u. Gottfr.
 w. a. d. hof.
 larold. 2. Aufl.
gelweide
 ng und Spruch-
 üntter. 3. Aufl.
Luther
 1 m. Dichtunge
 . L. Pariser.
Volkslied
 17. u. 18. Jahrh.
 3. Auflinger.
graphie
 ther. Mit
 Aufl.
Römst
 euding. 2.
ittera
 zung u. E
 uffer. 2
 Dr. A. B
 ofessor
 Abb. ;
 Dir. d. nr
 hule G.
 gegen 10
Litterat
 von Max Koch
 herfürst Breslau.

Bestimmung des Ver-
 Dr. C. L. von S.
21 Leffings P
 71. Krieger. Anstalt

Sammlung Götschen. Je in elegantem Leinwandband 80 p.

G. J. Götschen'sche Verlags-Handlung, Leipzig.

- 32 Deutsche Heldensage von Dr. O. L. Jiriczek. Mit 5 Taf. 2. Aufl.
- 33 Deutsche Geschichte im Mittelalter von Dr. S. Kurze.
- 36 Herder, Cid. Herausg. von Dr. E. Naumann.
- 37 Chemie, anorganische von Dr. Jos. Klein. 2. Aufl.
- 38 Chemie, organische von Dr. Jos. Klein.
- 39 Zeichenschule mit 17 Tafeln in Couv., Farben- und Golddruck und 200 Voll- und Teztblndern von A. Krumph. 3. Auflage.
- 40 Deutsche Poetik von Dr. A. Borinski.
- 41 Geometrie von Prof. Mahler. Mit 115 zweifarb. Fig.
- 42 Urgeschichte der Menschheit von Dr. M. Höpner. Mit 48 Abbildgn. 2. Aufl.
- 43 Geschichte des alten Morgenlandes von Prof. Dr. Fr. Hommel. Mit 6 Bildern und 1 Karte.
- 44 Die Pflanze, ihr Bau u. ihr Leben v. Dr. E. Dennert. Mit 96 Abbildungen. 2. Aufl.
- 45 Römische Altertumskunde von Dr. Leo Bloch. Mit 7 Vollbildern.
- 46 Das Waltharilied im Versmaße der Urschrift übersetzt u. est. v. Prof. Dr. B. Althof.
- 47 Arithmetik u. Algebra von Prof. Dr. B. Schubert.
- 48 Beispielsammlung zur Arithmetik u. Algebra von Prof. Dr. B. Schubert.
- 49 Griechische Geschichte von Prof. Dr. B. Smoboda.
- 50 Schulpraxis von Schuldirekt. R. Seuffert.
- 51 Mathem. Formelsammlung v. Prof. O. Bürtten. Mit 17 St.
- 52 Römische Litteraturgeschichte von Herm. Joachim.
- 53 Niedere Analysis von I. Benedikt Sporer. Mit 5 Fig.
- 54 Meteorologie von Dr. II. Grabert. Mit 49 Abbild. und 7 Tafeln.
- 55 Das Fremdwort in Deutschen von Dr. Rud. Kleinpaul.
- 56 Dtsche. Kulturgeschichte von Dr. Reinh. Günther.
- 57 Perspektive v. Hans Freyberg. Mit 88 Fig.
- 58 Geometrisches Zeichnen von Hugo Becker. Mit 282 Abb.
- 59 Indogermanische Sprachwissenschaft von Prof. Dr. R. Mering.
- 60 Tierkunde v. Dr. Franz v. Wener. Mit 78 Abb.
- 61 Deutsche Redelehre v. Hans Probst. Mit einer Tafel.
- 62 Länderkunde v. Europa Mit 14 Teztsärten und Diagramm und einer Karte der Alpeneintheilung. V. Dr. Franz Heiderich, Professor in Modling u. Francisco-Josephinum in Wien.
- 64 Kurzgefaßtes Deutsches Wörterbuch. Von Dr. S. Privatdoz. a. d. Univ. Wien.

Lehrerzeitg. f. Thüringen u. Mittelde
Diese dauerhaft und elegant gebundenen kleinen Büc
sehr handlichen Format 16/11 cm sind für Gymnasien, Realsch
seminare, höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten be
sorgfältige, saßbere Druck verdient volle Anerkennung. Ein
leuswertes Unternehmen der Verlagsbandlung, in dieser wi
Ausstattung gediegene Schulbücher erscheinen zu lassen.

Südb. Bl. f. höh. Unterr.-Anst.: Nachdem die
Auslagen von Nr. 10 der Götschenschen Sammlung (Nid
Kudrun in Auswahl) beifällige Aufnahme und sehr rasche
funden haben, sind Herausgeber und Verleger übereingeko
Nummer in zwei Bändchen zu zerlegen: a) Der Nibelu
h) Kudrun und Dietrichepen. Dadurch ist es möglich g
Text zu vermehren und ihn, sowie das Wörterbuch, mit grö
zu drucken

Deutsche Lehrerzeitg., Berlin: In knappster, g
gemein verständlicher Form bietet uns Dr. Fraas die Ge
sonders aber hat uns das 14. Bändchen, welches die Psy
Logik enthält, ungemein angesprochen. Elfenhans versteht
Lehrgegenstand Interesse zu erregen. Wer größere Werke
zunehmen vermag, wer halb Vergessenes auffrischen will, r
Logik und Psychologie in den Grundzügen in leicht faßlich
aneignen will, der greife zu diesem Büchlein. Er wird's r
Leffings Philotas, der bekanntlich in antikem Gewand d
siebenjährigen Krieges und vor allem die Denkart Friedrichs
schildert, und die Poesie des siebenjährigen Krieges sind ech
und herzerfreuliche Gaben. Nach den vorliegenden Bändchen
nicht an, die ganze Sammlung aufs angelegentlichste nicht
Gebrauch in höheren Schulen, sondern auch zur Selbst
empfehlen.

Schwäbischer Merkur: Der bekannte Jenaer Päd
Dr. W. Rein giebt in der „Pädagogik im Grundriß“ eine ni
volle, sondern geradezu fesselnde Darstellung der praktischen un
tischen Pädagogik. Jedermann, der sich für Erziehungsfrage
darf man das Büchlein warm empfehlen. Nicht minder tr
Bearbeitung, welche der Marburger Germanist Kauffmann d
Mythologie gewidmet hat. Sie beruht durchaus auf d
Forschungen, wie sich an nicht wenigen Stellen, z. B. in
Kapitel über Baldr, erkennen läßt.

Staatsanzeiger: Das 20. Bändchen, das einen
deutschen Grammatik und im Anhang eine kurze Geschid
schen Sprache enthält, bietet auch eine gute Uebersicht d
Sprachlehre und deutschen Sprachgeschichte. Die klare und
stellung giebt auf engem Raum einen überraschend reiche
ist mehr ins Einzelne einsehend, als das kleine Bändchen ..

Sammlung Götschen

Josef Wiehr.

Aufsatzentwürfe

von

Dr. L. W. Straub

Professor an der Ober-Prima des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums
in Stuttgart

Dritte Auflage

Leipzig

G. J. Götschen'sche Verlagshandlung

1897

830

1891

Das Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

*Holzfreies Papier aus der Gust. Schöffelen'schen Papierfabrik
in Heilbronn a. N.*

	Seite
Die Natur und der Mensch.	
Man beschreibe die wichtigsten Wirkungen des Lichts und entwickle daraus die verschiedenen Seiten seines bildlichen Gebrauchs	1
Der Wind in Natur, Leben und Sprache	4
Das Wasser ein Bild der Seele nach dem Gedicht Goethes: Gesang der Geister über den Wassern	9
Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt (Eichenborff) oder Nutzen und Genuß des Reisens	14
Das seelische Leben.	
Der Blinde und der Taube; welcher von beiden ist übler daran?	18
Die Phantasie nach dem Goetheschen Gedichte: Meine Göttin Schüchternheit und Bescheidenheit. Ihr Unterschied	21
Die Nacht der Gewöhnung	27
Der richtige Weg zur Selbsterkenntnis nach dem Spruch Nüderts: Sich im Spiegel zu beschauen, kann den Affen nur erbauen; Wirke! nur in seinen Werken kann der Mensch sich selbst bemerken	31
Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt (Goethe)	35
Man lernt nur kennen, was man liebt	40
Sitte und sittliche Aufgaben.	
Mit welchen Gründen wird in Lessings Nathan der Grundsatz der religiösen Toleranz empfohlen?	45
Nil admirari (Horaz)	51
Leben und Lebenlassen. Erklärung und Beurteilung dieses Wahlspruches	57
Die Erziehung für die Gesellschaft, nach dem Spruch Nüderts: Willst du, daß wir mit hinein in das Haus Dich bauen, Laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen	59
Man sol vollen becher tragen ebene, höre ich viele sagen (Freibank)	62

	Seite
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister (Goethe)	64
höchwart twingt den kurzen man, das er musz af den gehen gån (Freidant)	67
Gutta cavat lapidem (Ovid)	71
Auf was Gutes ist zu warten, und der Tag kommt nie zu spat, der was Gutes in sich hat, schnelles Glück hat schnelle Fahrten (Vogau)	73
Στέργειν μὲν τὰ κερσόοντα καὶ θέσθαι πρόπαι. Σοφὸν κυβερτῆν ἀλλὰ μὴ στένειν τὸ χην. (Sophokles)	76
Geschichte	
Beharren und Fortschritt	79
Welche Bedeutung für die Kultur schreibt Schiller in seiner Elegie „Der Spaziergang“ der Gründung der Städte zu?	83
Der Krieg in seinem Verhältnis zur Kultur	89
Der bahnbrechende Genius nach dem Gedicht Goethes: Mahomets Gesang	96
Welche Lehren enthält die Goethesche Ballade: der Zauber- lehrling?	101
Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni (Lucan. Pharsal)	104
Welche Ähnlichkeit besteht zwischen dem peloponnesischen und dem dreißigjährigen Krieg?	107
Columbus, ein moderner Odysseus	111
Litteratur.	
Schwierigkeit und Seltenheit einer objektiven Geschichts- darstellung	114
Welche Vorteile gewährt für philosophische Erörterungen die Form des Dialogs?	111
Gedankengang des platonischen Dialogs Kriton oder von den Pflichten gegen das Vaterland	12
Ist in der Ilias ein einheitlicher Grundgedanke zu finden, und worin ist derselbe zu suchen?	12
In welchen Bügen verrät sich Eumaios als ein Charakter niederer Ordnung?	128
Was berechtigt uns, das Gudrunlied eine deutsche Odyssee zu nennen?	13
Man entwickle die mittelalterliche Auffassung des Sängers- charakters aus der Zeichnung Horants im Gudrunlied	
Charakterbild Gudruns nach dem Gudrunlied	
Welchen Gebrauch macht Lessing in seinen Dramen von dem Motiv der Ehre?	
Miccant und Zellheim, ein französischer Kavaller und ein preussischer Offizier des siebenjährigen Krieges	

Man beschreibe die wichtigsten Wirkungen des Lichts und entwickle daraus die verschiedenen Seiten seines bildlichen Gebrauchs.

1. Licht = Leben. Für die Pflanzen und fast alle lebendigen Geschöpfe ist das Licht Lebensbedingung. Der Ernährungsprozeß der Gewächse insbesondere geht nur vor sich unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen. Vom Sonnenlicht abgetrennt verkümmern die Pflanzen, kränkeln und sterben zuletzt ab. — Bei Tieren und Menschen spiegelt das Leben sich besonders im Auge, diesem für das Licht gebildeten und Licht ausstrahlenden „sonnenhaften“ Organ (*lumina*, *φάεα* = Augen; *λεύσσειν* lügen; blicken verwandt mit blißen).

Daher *φάος ὄραϊν*, das Licht (der Sonne) sehen, bei Homer = leben. Das Licht der Welt erblicken = ins Leben eintreten. — Tod verwandt mit Nacht, wobei an das Dunkelwerden vor dem brechenden Auge (*σκότος ὄσσε κάλυψε*) Dunkel umhüllte die Augen bei Homer), an die Bestattung des Toten im dunklen Erden Schoß, beziehungsweise das Niedersteigen der Seele in das sonnenlose Reich der Schatten gedacht wird.

Etraub, Auffsayenwürse.

2. Licht = Rettung. Die Nacht, welche uns die heranziehenden Gefahren und Feinde verhüllt, erregt in uns ein gewisses Gefühl des wehrlosen Preisgegebenseins; daher überschleicht uns in der Nacht ein Schauergefühl, von welchem uns das Tageslicht befreit. Dem in der Nacht irgehenden Wanderer oder Schiffer hilft das Licht auf den rechten Weg; der Kranke, den in einsamer Nacht ängstigende Gefühle gepeinigt haben, fühlt bei der Wiederkehr des Tageslichts Erleichterung und Trost und giebt neuer Hoffnung Raum.

Daher sprechen wir von Hoffnungsschimmer; *lux affulsit*; *ἦμος* bei Homer = Retter und Heiland. Leitstern. Die Ausichten ‚lichten‘ sich.

3. Licht = Reinheit. Das Licht ist eine lautere wie vom Stofflichen der Erde nicht befleckte Erscheinung. Zugleich wirkt das Licht reinigend, es zehrt giftige Dünste auf, trocknet den Sumpf, zerstreut den Nebel.

Daher wird immateriellen höhern Geschöpfen wie den Engeln eine Lichtnatur beigelegt. In abgeschwächtem Sinn *anima candida* eine Seele ohne Falsch. Reinere Gottesbegriffe setzen die Gottheit in die nächste Beziehung zum Licht. Der gute Gott der dualistischen Zendreligion ist der Gott des Lichts; Licht ist sein Kleid, singt der hebräische Dichter; daß Gott ein Licht ist, ist der Grundgedanke des Evangelisten Johannes. Der Apollo der Griechen, gleichfalls ein Lichtgott, ist ein reinigender Gott; er erlegt mit seinen Lichtstrahlen den Drachen der Verwesung Typhon, der apollinische Kultus enthielt Sühngebräuche, welchen eine „kathartische“ (reinigende) Wirkung zugeschrieben wurde.

4. Licht = Schönheit. Das Licht ist an sich schön und verschönert, z. B. eine Landschaft, indem es Form

und Farben belebt, einen wohlthuenden Wechsel von Licht und Schatten, ein mannigfaltiges Spiel von Reflexen über sie ausbreitet. Ohne Licht erscheint eine Landschaft reizlos, matt und tot.

Die Ausdrücke mancher Sprachen für schön sind vom Licht hergenommen; so pulcher dem Stamm nach verwandt mit fulgeo; καλός dem Stamm nach = hell. Verklärung ist ein höchster Grad von Schönheit. — Auf derselben Anschauung beruhen die Ausdrücke: Lichter aufsetzen; einen Gegenstand mit Licht zeichnen. Die Lichtseite eines Gegenstandes ist dessen schönere Seite. Im Lateinischen lumina dicendi = Schönheiten der Sprache.

5. Licht = Auszeichnung. Das Licht verbreitet sich ungleichmäßig in sehr reich abgestuften Stärkegraden über die Gegenstände und hebt die Dinge die es trifft in ausgezeichneter Weise aus der Menge der übrigen heraus.

Daher „hervorleuchten“, elucere, illustris, επιφανής; lumen ein ausgezeichnete Mensch. Im Schatten stehen, ins Licht rücken (gleichsam aus einem dunkeln oder halbdunkeln Ort); ein Streiflicht werfen; illustrieren. Verwandt: das Licht der Öffentlichkeit: lux (z. B. in luce collocare) opp. umbraculum.

6. Licht = Erkenntnis. Das Licht zeigt die Dinge in scharfen und bestimmten Umrissen und läßt ihre Beschaffenheit, Gestalt und Farbe deutlich erkennen. Auch das Geheimnis welches die Nacht mit ihrem Schleier deckt „bringt die Sonne an den Tag“.

Der mythologische Ausdruck dieses Gedankens: Apollo der Lichtgott ist nicht nur selbst allwissend sondern auch die Quelle aller Offenbarung. Auf derselben Anschauung beruht es, wenn der Wissenschaft eine „Fackel“ zuge-

schrieben wird, mit welcher sie Licht in eine dunkle Frage bringt, dunkle Zeiträume „aufhellt“. Das zweifellos Erkannte ist „sonnenklar“. In derselben Anschauung wurzelt eine Reihe von Ausdrücken deren bildliche Bedeutung erloschen ist z. B. erklären, griechisch *φάναι* (mit *φαίνειν* zusammenhängend). Erleuchtung ist eine in der Nacht der Unwissenheit oder Ratlosigkeit plötzlich wie ein Licht aufblühende Erkenntnis; aufgeklärt ist ein Geist in welchem das Licht der Verstandeserkenntnis alle aus einer finsternen Zeit sich herschreibenden Wahnvorstellungen zerstreut hat. Gegensatz: Dunkelmänner.

7. Licht = täuschender Schein. Indem das Licht selbst ein verschiedenartiges ist (Sonnenlicht, und dieses wieder in verschiedener Färbung als Morgen-, Abend- und Mittaglicht; ferner Mondlicht, Sternenlicht, Gewitterschein, Kerzenlicht, Gaslicht, Fackelschein u. s. w.), läßt es den Gegenstand bald so bald anders erscheinen und giebt demselben ein fremdes seiner wirklichen Beschaffenheit nicht immer entsprechendes Aussehen.

Daher *φαίνεσθαι* „scheinen“ im Gegensatz zum Sein, Erscheinung im Gegensatz zum Wesen. Der Redner weiß seinen Gegenstand in eine seinem Zweck entsprechende „Beleuchtung“ zu rücken, stellt was er begünstigt in „rosigem Lichte“ dar, läßt auf anderes dem er abgeneigt ist ein „grelles Licht“ fallen u. dgl.

Der Wind in Natur, Leben und Sprache.

I.

Wind = rasche, ungestüme Luftströmung durch we^{re} ungleich erwärmte Luftschichten sich gewaltsam ausgleich

indem die leichtere wärmere Luft nach oben, die schwerere kältere nach unten streicht. Die Wärmeausstrahlung der von den Sonnenstrahlen getroffenen Erde, die ungleiche Erwärmung von Meer und Land, von Pol und Äquator erzeugt eine sich beständig erneuernde bald regelmäßigere, bald unregelmäßigere Luftströmung.

1. Verrichtungen des Windes im Haushalt der Natur:

a) Er bringt Bewegung in das Luftmeer, verhindert Stockung und Fäulnis und erfrischt und reinigt die Luft, indem er bald schädliche Dünste zerstreut, bald überflüssige Feuchtigkeit aufzehrt, bald die stockende Schwüle löst und befruchtende atmosphärische Niederschläge herbeiführt.

b) Er schüttelt die Gewächse, die er dadurch von abgestorbenen Theilen befreit und vermittelt ihre Befruchtung und Verbreitung, indem er den Blütenstaub von einer Pflanze zur andern überträgt, und die Samen über die Erbflur verstreut.

c) Er bringt dadurch daß er leicht umschlägt, bald aus dieser bald aus jener Richtung bläst, wohlthueden Wechsel und Mannigfaltigkeit in die Witterung und regelt das Klima des Landes.

2. Verrichtungen des Windes für menschliche Zwecke:

a) Der Wind ist für den Menschen wie für alle lebendigen Geschöpfe der Träger von Schällen und Düften und vermittelt ihnen die Wahrnehmungen des Gehörs und Geruchs.

b) Den Wind nimmt der Mensch selbstthätig in seine Dienste als bewegende Kraft: Er fängt ihn auf im aufgespannten Segel seines Fahrzeuges; er läßt ihn die

Flügel seiner Windmühlenräder treiben, er nötigt ihn seine wechselnde Richtung in der Windsfahne selbst anzuzeigen.

3. Der Wind in seinem Eindruck auf Sinn und Phantasie.

a) Er fesselt als ein mit dem verschiedenartigsten Charakter auftretendes Phänomen, wie er uns bald schmeichelnd anfächelt als säuselnder Hauch, bald wild einherstürmt als reißender, das Meer aufwühlender, Bäume entwurzelnder Orkan; vgl. Goethe: „Wind ist der Welle lieblicher Zuhler, Wind mischt von Grund aus schäumende Wogen.“

b) Großartig wirkt das Bild einer vom Sturm durchzogenen Landschaft, wenn eine unsichtbare Kraft in den Wipfeln der Bäume wühlt, Blätter und Staubwirbel über die Ebene hinjagt, die Halme im Ahrenfeld in regelmässigen Stößen niederbeugt (vergl. besonders die homerischen Gleichnisse Il. II, 147 f. über den Sturm auf dem Meer vergl. Il. IX, 305 ff.

c) Dazu kommt die Welt von Tönen die er erzeugt, das Blasen und Brausen, Schrillen und Pfeifen, wobei besonders der Kontrast der die Sinne mächtig treffenden Wirkung und der ungreifbaren, scheinbar unsörperlichen Ursache die Phantasie erregt.

II.

Diese Eindrücke liegen dem bildlichen Gebrauch des Windes in der Sprache zu Grunde.

a) Die rasche Bewegung des Windes führt zu Vergleichen wie: es geht wie der Wind; Windeseile. Windspiel ist jene leichtgebaute, flüchtige Hundearart die gleichsam mit dem Wind um die Wette läuft.

b) Die hinreißende Gewalt, die Heftigkeit die

der Wind als Sturm entwickelt und die Unruhe die er in das Luftmeer bringt veranlaßt die Vergleichung des Kampfes, Krieges oder Aufruhrs mit dem Sturm. Vergl. *Ukaios*: ἀσυνέτησι τῶν ἀνέμων στάσις κ. *Theognis* 671 ff. *Horat.* Od. 1, 14. Man spricht von stürmisch bewegten Versammlungen, Zeiten, Regierungen u. s. w.

c) Die Eigenschaft des Windes durch die Richtung die er einschlägt die Bitterung maßgebend zu bestimmen führt zu den bildlichen Wendungen: Der Wind hat sich gedreht = in den leitenden Kreisen greifen neue Regierungsgrundsätze Platz: „der Kurs ändert sich.“ — Windschief = was unter gewissen stetig wirkenden Einflüssen aus seiner natürlichen Richtung gebracht ist.

d) Die treibende Kraft des Windes, auf welche besonders schiffahrende Völker merken, erscheint in bildlicher Verwendung in den lateinischen Ausdrücken: *res secundae* und *adversae*. Das Glück wird dabei aufgefaßt als der dem Fahrzeug nachkommende, es auf seiner Fahrt fördernde, das Unglück als der „widrige“, dem Schiff entgegenblasende, es in seinem Lauf aufhaltende Wind. Daher: „mit vollen Segeln gehen“; *aura popularis* die Volksgunst als ein den Mann fördernder, ihn tragender Fahrwind.

e) Von der Unbeständigkeit des Windes gehen die sprichwörtlichen Wendungen aus: den Mantel nach dem Wind hängen, mit dem Winde segeln, d. h. ohne feste Grundsätze der jeweiligen herrschenden Richtung sich anlassen. Eine Windfahne ist ein „wetterwendischer“ Mensch ohne Grundsätze, dessen Verhalten sich richtet nach dem herrschenden „Wind der Meinung“. Schön entwickelt in dem Bild Shakespeares:

Seht, wie ich diese Feder von mir blase
 Und wie die Luft zu mir zurück sie bläst,
 Die, wenn ich blase, meinem Hauch gehorcht
 Und wenn ein andrer bläst, dem andern nachgiebt,
 Vom stärkern Windstoß immerfort regiert:
 So leichten Sinns seid ihr geringen Leute.

Heinrich IV., III, 8, 1.

f) Auch als Träger von Düften und Schällen spielt der Wind eine Rolle im bildlichen Sprachgebrauch.

α) Als Träger von Düften. „Er hat Wind bekommen“ ist ein Ausdruck der Jägersprache von dem spürenden Wild dem der Wind den Geruch des Jägers zuträgt, so daß es diesen und die heranziehende Gefahr wittert. Daher vielleicht auch: Einem die Windseite abgewinnen = einem einen Vorteil ablisten von dem Jäger der sich dem Wild von einer solchen Seite nähert daß ihm der herrschende Wind seine Spur nicht verrät.

β) Als Träger von Schällen. In den Wind reden = vergeblich, sofern der Wind das Wort verweht, so daß es ungehört und wirkungslos verhallt. Ähnlich: etwas in den Wind schlagen = den Winden preisgeben, unbeachtet lassen. Hom. Odyss. VIII, 408 f. *ἐπερ τι βέβαται δεινόν, ἄραρ τὸ γέροισιν ἠναρπάζεσαι δ' ἑλλάει.* „Wenn je etwas Böses geschwaßt worden ist, mögen das gleich die Winde mitforttragen und hinwegtragen.“ „Von den Harpyien (Winddämonen) fortgerafft sein“ ist bei Homer ein mythologisches Bild für den Begriff: verschollen sein.

4. Aus dem Mißverhältnis der geräuschvollen Äußerungen und Wirkungen des Windes zu seinem stofflosen,

Luftigen, ungreifbaren Wesen entwickelt sich der Begriff vom Wind als von etwas Nichtigem und Gehaltlosem. Das ist gar ein Wint = nichts (Walther von der Vogelweide ed. Pfeiffer 39,4). Windig = innerlich leer. Wind machen = mit großen Worten um sich werfen, denen nichts Wirkliches, keine That entspricht. Windbeutel ein Sack der von körperlichem Inhalt aufgeschwellt scheint aber nur mit Luft gefüllt ist, das Bild eines „aufgeblasenen“ prahlerischen Menschen, hinter dem nichts steckt.

Das Wasser ein Bild der Seele

nach Goethes Gedicht: Gesang der Geister über den Wassern.

Dem auf die Stimmen der Wasser laufenden Dichter erzählen die Geister derselben die geheimnisvolle Geschichte der menschlichen Seele. (NB. Das Wasser überhaupt als Element in seinen verschiedenen Daseinsformen und Phänomenen, nicht etwa ein Bach in verschiedenen Stadien seines Laufs dient als Gleichnis).

1. Das Wasser in der Atmosphäre.

a) Naturbild. Einst schwebte alles Wasser in Dampfform über der glühenden Erdkugel; als deren Rinde sich im Luftraum verkühlte, strömte das Wasser herab und füllte die Meeresbecken und Stromrinnen aus. — Das Wasser verwandelt sich bei höherer Temperatur wieder in Dampf, erhebt sich in die Lüfte und wird als Wolke vom Wind auf seine Flügel genommen, um über kurz und lang als Regen oder Tau, Hagel- oder Schneeschauer sich abermals niederzuschlagen. Das Wasser ist also in ewigem Kreislauf unterwegs zwischen Himmel und Erde.

b). Anwendung. So ist auch die Menschenseele schwebend zwischen Himmel und Erde, wechselseitig von dem Himmel und von der Erde angezogen. Der ideale Zug, das übersinnliche Wesen der Seele deutet auf eine höhere über diese Erde hinausliegende Heimat (die religiösen Ahnungen sind das erste womit die Völker ihr geschichtliches Leben beginnen); und doch sieht sich die Seele in ihrem Leben und Wirken auf diesen irdischen Schauplatz angewiesen und durch ihren Körper, seine Bedürfnisse und Triebe gleich dem Tier an die Erdscholle gebunden. Stets strebt sie in höhere Regionen empor, ohne doch in denselben dauernd verweilen zu können: sie muß über kurz oder lang immer wieder auf die Erde und in die Materie zurückfallen. Daher der Mensch nach Herder das verbindende Mittelglied zweier Welten.

2. Das Wasser auf der Erdoberfläche, in seiner Wirkungsweise und Erscheinung durch Bodenverhältnisse bedingt.

A) Das Wasser im Sturz zur Tiefe.

a) Staubbach. Naturvorbild im Lauterbrunnenthal. Ein ansehnlicher Bach stürzt von einer 900' hohen senkrechten Felswand in das Thal, ohne auf seinem Weg durch die freie Luft auf ein Hindernis zu stoßen. Eines der prächtigsten Naturschauspiele. Der anfangs geschlossen im Bogen sich über die Felswand hervorstürzende Strahl löst sich in der Luft auf, um unten als rieselnder Staubbach anzukommen und gewährt nun von unten angesehen das Bild eines luftigen Schleiers, der von den Winden die ihn ergreifen bald dahin bald dorthin geweht, immer wieder in anderen Falten fällt.

Anwendung. Bild einer schönen harmonisch angelegten

Seele, welche in ihrer Entwicklung ohne Hindernis, Bruch oder Anstoß fortschreitet, stetig nur den eigenen Impulsen gehorchend. Solche Naturen zeigen ein geringeres Maß von Kraft, aber sie entzücken uns durch eine gewisse spielende Leichtigkeit des Daseins, durch weiche Anmut und Schönheit der Empfindung, welche auch allem eigen sein wird was von ihnen kommt. — Dieser Art ist die weibliche Seele bei den am feinsten organisierten Individuen. So Homer, Sophokles, Buddha, Christus, Rafael, Mozart, Goethe.

b) Cascade, deren Wassermasse im Sturz an entgegenstehenden Klippen aufprallt und nun über dieselben hinweg mit schäumendem Gischt und mildem Rauschen in mächtigen Abfällen den Weg in die Tiefe sucht, das imposante Bild großartiger Kraftentwicklung, die eben in der Überwindung großer Schwierigkeiten zur Erscheinung kommt.

Anwendung. Bild einer starken, schroffe Gegensätze in sich verarbeitenden, in ihrer Entwicklung durch gewaltsame Krisen und heftige Gemütskämpfe hindurchgehenden Seele, die eben darum eine gewisse Schroffheit und Härte an sich hat, stoßweise mit leidenschaftlicher Hestigkeit und Gewalttätigkeit wirkt und mit niederwerfender Thatkraft durch Feinde und Hindernisse aller Art sich durchschlägt, ohne doch zu der innern Harmonie jener schönen Naturen gelangen zu können. — Hierher gehören die zu schroffem Wirken nach außen geschaffenen männlichen Naturen, wie unser Bismarck, aber auch Künstler wie Dante, Michel Angelo, Schiller, Beethoven; unter den Helden der Religion Paulus, Luther.

B) Das Wasser in horizontaler Lage (fließend und stehend).

a) Der Fluß im Thal. Das Wasser in einem engen geregelten Bett und in beschränkter und ruhiger Natur (Wiesenthal) fließt dahin mit stetiger, aber bei dem geringen Gefälle träger und gleichförmiger Bewegung seiner Wellen, ohne irgendwo eine größere Tiefe zu erreichen.

Anwendung. Bild einer in enggebundene Berufsverhältnisse hineingestellten Seele; ihr Leben ist ausgefüllt durch eine gewisse regelmäßige und gleichförmige Thätigkeit („Wie ihr Tagewerk gleich windet ihr Leben sich ab“), die gerade ausreicht sie in einer gewissen Bewegung und Unruhe zu erhalten aber nicht Raum giebt für eine geistige Vertiefung.

b) Der See. Alle Bewegung des Wassers hat aufgehört, das Wasser steht stille und bildet nun einen glatten Spiegel, in welchem die Sterne des Himmels sich beschauen.

Anwendung. Bild einer Seele die sich in sinnige Betrachtung versenkt. Befreit von jener zerstreuenden Thätigkeit nach außen finden solche Naturen jene kontemplative Stille und Sinnigkeit welche unentbehrlich ist um das Weltbild reich und tief in sich aufzunehmen und mit vollendeter Klarheit die Ideale der Menschenbrust wiederzuspiegeln.

3. Die Wasserfläche unter dem Einfluß des Windes. (Wir haben an eine ausgedehntere Fläche, etwa einen See zu denken.)

Doppelte Wirkungsweise des Windes:

a) Der Wind weht über den See als ein fächeln-der Hauch, der nur dessen Oberfläche rührt und den Wasserpiegel kräuselt.

Anwendung. Die Seele lernt das Schicksal nur kennen von dessen freundlicher Seite. Es verfährt mit ihr gelind;

kosend und schmeichelnd, höchstens einmal neckend führt es sie durchs Leben. Die Seele entnimmt dann dem Leben nur leichte Reize und Eindrücke, die nicht besonders tief gehen und an der Oberfläche haften.

b) Der Wind weht über den See als ein brausender Orkan, der ihn in seinen Tiefen aufwühlt, daß mächtige Wogen brandend aneinander schlagen und das Unterste sich zu oberst kehrt.

Anwendung. Aber das Schicksal zeigt sich der Seele oft auch von seiner furchtbaren, erschütternden Seite. Gewaltige Schicksalsschläge stürmen wild auf die Seele ein, schneiden tief in ihr Innerstes ein, werfen sie in den Extremen der Empfindung herum und wühlen alles auf, Gutes und Schlimmes, was von erhabener Kraft und von dämonischer Leidenschaft auf dem verborgenen Grunde des Herzens schlummert.

Die Seele steht in ihrer ganzen Stimmung und Färbung unter dem Einfluß ihres Schicksals, wie der Wasserspiegel unter dem Einfluß des Windes; wie die vom Sturm erregte See eine ganz andere Physiognomie zeigt, als der Wasserspiegel mit dem der Zephyr spielt, so gleicht die Seele deren Leben ein sonniger Maitag ist der anderen nicht welche durch schwere Schicksalsstürme in die Tiefen des Leidens eingetaucht worden ist.

Nutzen und Genuß des Reisens.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt. (Eichendorff.)
oder:

Nutzen und Genuß des Reisens.

I. Wirkungen auf das körperliche Befinden.

1. Das Reisen übt und kräftigt Muskeln und Sehnen durch die Anstrengungen und Mühen, die es (als Fußwanderung!) erfordert.

2. Es erholt das Auge, indem es uns in die freie Natur versetzt, wo das Auge auf dem wohlthuenden Grün der Wälder und Fluren, und dem Blau des Himmels ruhen kann.

3. Es erfrischt und stärkt Blut und Lunge durch die reinere vom Sauerstoff der Pflanzenwelt erfüllte Luft, die der Wanderer im Freien einatmet.

II. Wirkungen auf Gemüth- und Charakterbildung.

1. Das Reisen gewährt unserem Freiheitsbedürfnis Befriedigung, indem es uns der Enge und Gebundenheit des alltäglichen Lebens entrückt, und bietet uns anregende Abwechslung aller Art nach dem ermüdenden Einerlei unseres beruflichen Tagwerkes.

Reisen soll ich, Freunde, reisen?

Lüften soll ich mir die Brust?

Aus des Tagwerks engen Gleisen

Lockt ihr mich zu Wanderlust? (Uhland.)

Es bietet dem gedrückten Gemüth eine wohlthuende Zerstreuung:

Hinaus mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen!

(Goethe, Natürl. Tochter.)

2. Es nimmt Charakter und Willen in eine heilsame Schule, übt Urteil und Geistesgegenwart und macht uns dadurch selbständig, indem es uns

a) in ungewöhnliche Lagen versetzt, in welchen wir uns durch eigenes Entschließen und Handeln helfen müssen;

b) mit fremden Personen in Berührung bringt, gegen welche wir unsere Persönlichkeit und unser Interesse zu behaupten haben.

3. Durch den vielfachen Verkehr mit fremden Personen teilt uns das Reisen freiere gewandtere Umgangsformen mit, streift das uns etwa noch anhaftende unfreie linksche Wesen ab.

4. Das Reisen stärkt den Heimatsinn und festigt die Bande, die uns an das Vaterland knüpfen.

a) Das Reisen in der Fremde weckt das Heimweh und lehrt uns erst das Vaterland schätzen, in welchem wir allein uns ganz verstanden fühlen. Weil wir im Ausland für unsere Sicherheit auf den Schutz angewiesen sind, welchen uns das Vaterland gewährt, so bringt uns das Reisen im Ausland erst zum Bewußtsein, was wir einem starken Vaterland verdanken.

b) Das Reisen im Vaterland, der Besuch von Gegenden Deutschlands, die durch Reize der Natur geschmückt oder als Schauplatz großer Thaten und Ereignisse ausgezeichnet sind, sowie der nähere Verkehr mit unserem Volk gewährt uns eine hohe Befriedigung, nährt die Liebe zu unserem Volk und Land.

III. Wirkungen auf den Geist.

1. Auf Reisen sammeln wir Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Wir kommen in mannigfache Berüh-

zung mit anderen Menschen, die unsere Aufmerksamkeit als fremde stärker als die uns bekannten beschäftigen, die wir schon darum scharf zu beobachten veranlaßt sind, um zu wissen, wessen wir uns gegen sie zu versehen, wie wir uns gegen sie zu stellen haben.

2. Das Reisen verhilft uns zu Anschauungen von Land und Leuten, die unsere Phantasie bereichern, unsere Begriffe berichtigen, unsern geistigen Gesichtskreis erweitern.

3. Insbesondere lernt der Reisende Sitten, Gebräuche, Einrichtungen fremder Völker kennen, die er nun Gelegenheit hat, mit den entsprechenden der Heimat zu vergleichen. So bahnt er sich

a) den Weg zu einer richtigen Schätzung des Heimischen nach seinen Vorzügen und Mängeln; er lernt Vorurteile, Mißbräuche und schlimme Gewöhnungen seines Volkes und seines Standes als solche kennen und ablegen;

b) er fühlt sich angetrieben, die gesammelten Erfahrungen zum Besten seiner Heimat, zur vervollkommnung der dortigen Einrichtungen und Sitten zu verwerten.

Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen Bald begeben und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist; Denn wer die Städte gesehen, die großen und reinlichen, ruht nicht, Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.

Goethe (Hermann und Dorothea III.)

4. Auch zur Entwicklung des Schönheitsfinnes wird auf Reisen reichliche Gelegenheit geboten.

swer lobt des snecken springen
unde des ohsen singen,
der kam nie dà der lebart sprang
unt dà die nahtegalle sanc.

(Freibank.)

a) Der Anblick einer großartigen Natur (Gebirge, Meere, Ströme, Wälder, landschaftliche Scenen romantischer oder lieblicher Art) weitet unsere Seele aus und füllt sie mit Bildern, die noch lange nachwirken.

b) Die Betrachtung schöner Städte mit stattlichen Straßen und Plätzen, edlen und stilvollen Bauten, die Besichtigung der Meisterwerke der Kunst in den Kunstsammlungen des In- und Auslands schärft unser Auge für die Kunst und bildet unsern Geschmack.

5. Auch wissenschaftliche Ausbeute bietet das Reisen in reichem Maß vor allem für Naturforschung, Geschichte und Sprache.

a) Nur dem Wanderer schließt die Schöpfung den Reichtum ihrer Wunder in geologischer, botanischer, zoologischer Beziehung auf (vgl. *U. v. Humboldt*).

b) Die lebendigen Sprachen lernt man gründlich kennen und üben nur durch längeren Aufenthalt unter dem Volke das sie spricht.

c) Der Besuch geschichtlich bedeutsamer Länder und Örter giebt uns allein eine lebendige und klare Anschauung von den Ereignissen, die auf diesen Schauplätzen gespielt haben.

Darum mit Goethe:

Bleibe nicht am Boden heften!
 Frisch gewagt und frisch hinaus!
 Kopf und Arm mit heitern Kräften,
 Überall sind sie zu Haus.
 Wo wir uns der Sonne freuen,
 Sind wir jede Sorge los.
 Daß wir uns in ihr zerstreuen,
 Darum ist die Welt so groß. (*Wander-Jahre*)

Der Blinde und der Taube.

Welcher von beiden ist übler daran?

Vorbemerkung.

Die Aufgabe zu untersuchen was wir an dem Gesichtssinn und was wir an dem Gehörsinn besitzen vermögen wir reiner zu lösen, wenn wir solche Menschen miteinander vergleichen welchen diese Sinne von Geburt an gefehlt haben, also Blindgeborene und Taubgeborene.

1. Das Gesicht, welches die gesamte irdische Schöpfung vor uns entfaltet, erschließt uns einen weiteren und reicheren Kreis von sinnlichen Erscheinungen. Das Sehorgan ist reicher ausgestattet, die Sehkraft durchdringt unermessliche Fernen; mit dem Auge erobert sich der Geist, selbständig vordringend, die sichtbare Welt. — Ungleich beschränkter ist der Kreis der uns durch das Gehör zugeführten Natureindrücke; das Gehörorgan ist ärmer ausgestattet, die Tragweite seiner Wahrnehmungen ist räumlich enger begrenzt; auch verhält es sich passiv, es muß die sinnlichen Eindrücke an sich herankommen lassen. Sehen wir also auf den Umfang der uns durch beide Sinne vermittelten Natureindrücke, so entbehrt der Blinde mehr als der Taube. Ein Leben in ewiger Nacht, nur der engeren Welt der Töne aufgeschlossen, ist ärmer als ein Leben in ewiger Stille, vor welchem aber die reiche Welt der Erscheinungen offen liegt.
2. Indessen besitzt erfahrungsgemäß der Blinde im Gefühl und Tasten einen Sinn, der gerade beim *Abmangel des Gesichtes* sich in staunenswerthem Maß verfeinert und so einigermassen die Stelle des Gesichtsinns ver-

treten kann. Zweifelhaft ist, ob der Taube seinerseits von den Luftschwingungen, der physikalischen Ursache des Schalls, irgend eine Empfindung hat. Sie könnte ihm jedenfalls nicht den Schall selbst ersetzen.

3. Auch wird das Urtheil anders ausfallen, wenn wir auf den Gehalt der beiderseitigen Wahrnehmungen sehen. Dem Auge zeigen sich die Gegenstände durch die Lichter die von ihren Flächen ausstrahlen und auf die Netzhaut fallen nach ihrer Außenseite, ihrer Lage im Raum, ihrem Lagenverhältnis zu andern Körpern. Lichter und Farben, die wir mit dem Auge wahrnehmen, sind mehr nur zufällige Eigenschaften der Dinge. In dem aus dem Innern der Dinge quillenden Ton, beziehungsweise den in den Gehörgang eindringenden Luftschwingungen verrät sich die innere Zusammensetzung der Dinge. Darum hat auch am lebenden Wesen der Ton etwas tiefer zu Herzen Dringendes als der Anblick. — Mit der Welt der Töne entgeht dem Tauben der Schlüssel zum Verständnis der geschauten Dinge.

4. Noch ungünstiger stellt sich das Verhältnis für den Tauben, wenn wir erwägen, daß das Ohr zugleich das Organ für den Verkehr der Menschen untereinander, für gegenseitige sprachliche Mitteilung ist. Alle geistige Bildung ist in ihren Grundlagen und ihrem Grundstock für den Einzelnen ein durch die Sprache Mitgetheiltes; in der Sprache ist der ganze Schatz von Anschauungen, Begriffen und Erkenntnissen welchen die Völker sich im Laufe vieler Generationen erworben haben aufgespeichert, und ein Kind setzt sich, indem es sprechen lernt, spielend in den Besitz dieser reichen Gedankenwelt. Die sprachliche Mitteilung ist nun bei dem Blinden nicht im mindesten gehindert; bei dem Tauben dagegen sehr erschwert, fast unmöglich gemacht. Er

bleibt dem Tauben die menschliche Gedankenwelt verschlossen, er bleibt in seinem geistigen Leben verkümmert, auf der Stufe dumpfer verworrener Vorstellungen festgehalten; während die Blindheit ein reiches geistiges Leben nicht nur nicht ausschließt, sondern unter Umständen begünstigt. Denn sie fördert die innere Sammlung, sofern sie die zerstreue Wirkung mannigfacher Sinnesindrücke fernhält. Der Mangel des äußern Sinns kommt der Kräftigung der inneren Anschauung zu gut; die Phantasie hält die empfangenen Bilder der Dinge mit um so größerer Treue fest und arbeitet sie mit gesammelter Kraft des inneren Lichts zur Klarheit heraus. Daher Sänger und Seher in Sage und Geschichte häufig blind erscheinen (Homer, „der blinde Sänger von Chios“, Demodokos, Teiresias, Ossian; Milton schrieb erblindet das verlorene Paradies).

5. Auch auf die Charakterbildung wirkt Blindheit eher veredelnd, Taubheit immer verschlimmernd ein. Der Blinde zeigt schon in seiner äußern Erscheinung eine Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit, welche nur rohe Gemüther missbrauchen können. Er ordnet sich von selbst andern unter, schließt sich ihnen mit unbedingtem Vertrauen an, was ihm etwas Kindliches, Offenes, Lauteres und Liebenswürdiges geben muß. Die menschliche Stimme ist ihm unendlich wohlthuernd und tröstlich als der einzige Bote aus der ihn umgebenden ungesehenen Welt. Daher ist er dankbar für jede Ansprache und sucht sich dieselbe durch Gesprächigkeit und Mittheilbarkeit zu verdienen. Der Taube sieht sich einer Welt gegenüber die seine Aufmerksamkeit beständig reizt, ohne ihm doch völlig verständlich zu werden. Insbesondere von den Menschen um ihn her führt ihm das Auge nur fragmentarische und darum räthselhafte Kunde zu. Er sieht an den Spre-

henden die Mienen und Gebärden, aber hört nicht den Ton und das Wort die sie ihm deuten könnten. Daher wendet er dem was er sieht eine um so gespanntere Beobachtung zu, um was ihm entgeht auf Grund des Gesehenen zu ergänzen. Das giebt ihm nun etwas Lauerndes und Zudringliches, was ihn der Gesellschaft unbequem und lästig macht. Dieses Verhalten in Verbindung mit der gehemmten geistigen Entwicklung fordert gedankenlose und rohe Menschen förmlich zu Täuschungen und Neckereien heraus, die dann wieder ungünstig auf den Charakter des Tauben zurückwirken. Man trifft daher den Tauben sehr oft mißtrauisch, übellaunig und verschlossen.

Die Phantasie

nach dem Goetheschen Gedicht: Meine Göttin.

I. Wirkungsweise und Ursprung (1—16).

Wenn Goethe die Phantasie zum Schoßkind Jupiters macht, so ist das eine selbsterkundene Erweiterung der griechisch-römischen Göttersage. Die Berechtigung zu dieser Fiction liegt darin, daß 1) die Phantasie als schöpferisches Vermögen mit dem Urzeuger aller Wesen eng verwandt ist, gleichsam ein Ausfluß der in der Weltbildung sich bethätigenden Schöpferkraft. Sie ist 2) ewig jung wie die Schöpfung selbst, ein unversiegbarer Born, aus welchem ewig neue Geschöpfe quellen. Und wie 3) die Bildungen der organischen Natur unter keine mathematische Regel zu fassen sind sondern ihre Gestalt launenhaften Einfällen des schaffenden Naturgeistes zu verdanken scheinen, so sind

auch die Gaukelgebilde der Phantasie regellos und frei und scheinen sich jedem Gesetz zu entziehen. Wenn der Schöpfer der Natur nach grillenhafter Willkür verfährt, ohne sich dreinsprechen zu lassen, so hat die Phantasie diese Sinnesart vom Vater geerbt, ja als vermöhntes Kind noch gesteigert: Sie ist unser Tyrann; sie stellt sich ein und ver sagt, wie ihr beliebt; sie läßt sich nicht gebieten. Wie sie sich durch flüchtige Eindrücke befruchtet und in unregelmäßigem Schlangenlauf sprunghaft von Bild zu Bild gerät, ist für den Verstand ein Rätsel und ein Geheimnis.

II. Mannigfaltigkeit ihres Stimmungscharakters (17—83).

Da die Phantasie mit zarter Inspiration sich jeder Stimmung anschmiegt, zeigen ihre Erzeugnisse eine große Mannigfaltigkeit der Färbung. Die Stimmung liefert den Farbentopf in welchen die Phantasie ihren Pinsel taucht. Den Hauptgegensatz bilden 1) die heitere, optimistisch gerichtete Phantasie, welche mit blühenden Farben zeichnet, alle Erdenschwere abgethan hat und aus den Blüten des Daseins den Stoff zu ihren Gebilden zieht, die Märchenpoesie der Kinder, die lachende Phantasie südländischer Völker; 2) die düstere, pessimistisch gerichtete Phantasie, die schwerblütig und affektivoll das Wildromantische liebt, sich durch Schrecknisse der Natur, Sturmwind, Felsenöde stimmen läßt und den Schauer kultiviert (die melancholische nordische Phantasie [Ossian, Nibelungen—Shakespeare], die Phantasie des tragischen Dichters). Damit sind übrigens die Stimmungstöne der Phantasie nicht erschöpft, unter welchen noch drei hervorgehoben werden, die frische Morgenstimmung und die weiche Abendstimmung, die beide über reiche Farbenwirkungen verfügen, und die unsterk wechselnde Stim-

mung welche der dämmerhaften Mondscheinbeleuchtung entspricht.

III. Ihr Wert für das Leben (34—58).

Die Phantasie hat der Schöpfer uns Menschen gnädig als unzertrennliche Lebensgefährtin für Glück und Unglück beigelegt und uns damit vor den zahlreichen Geschöpfen der Erde bevorzugt. Denn

a) diese, die Tiere, leben nur im Augenblick, ohne Erinnerung der Vergangenheit, ohne Vorgefühl der Zukunft; sie haben im Genuß und im Leiden nur ein umflottes Bewußtsein; ihr Leben ist unfrei, gebunden an die körperlichen Bedürfnisse, über welche sich ihre Triebe und Begierden nicht erheben.

b) Dem Menschen leistet die Phantasie den Dienst daß sie ihn der Enge der unmittelbaren Gegenwart und des eigenen Lebens entrückt und ihn zeitlich und räumlich Entferntes im Geist durchleben läßt; daß sie ihm das Selbsterlebte in ihrem Spiegel aufhellt und verklärt; daß sie ihn endlich durch die Ideale des Schönen über das kahle Bedürfnis und die grobsinnlichen Antriebe erhebt.

IV. Winke zur Behandlung der Phantasie (59—78).

Darum verlangt der Dichter, daß man dieser freundschaftlichen Gesellschafterin des Lebens eine angemessene Pflege widme. Man solle ihr als einer Geliebten begegnen und zugleich ihr die Herrschaft im Haus einräumen, d. h. sie einerseits mit Zartheit und Liebe behandeln, ihren Eingebungen volle Hingabe, ihren Stimmen ein waches Ohr entgegenbringen, andererseits sie mit völliger Freiheit gewähren lassen, ihr also nicht zumuten sich in den Dienst fremder Zwecke zu stellen.

Dieser Gedanke giebt dem Dichter Veranlassung das Verhältnis der Phantasie zu verwandten oder angrenzenden geistigen Mächten zu streifen (Weisheit und Hoffnung).

a) Mit der Weisheit ist sie gespannt. Die Weisheit ist die Schwiegermutter der Phantasie, d. i. gereifter, ällicher, von bedächtigerem Temperament, mit der Neigung zum Tadeln und Besserwissen behaftet. Gegen das zubringliche Dreinreden der Weisheit soll die Phantasie in ihrem eigenen Haus geschützt werden, weil sie in ihrer leichtverletzlichen Art dadurch nur verstimmt, d. i. in ihrem geheimnisvollen Walten nur gestört werden könnte. Das Spiel der Phantasie, vor allem also Dichtung und Kunst lehnt jede fremde Weisung ab und weigert sich der Geseßgebung des Verstandes sich zu unterwerfen oder sich zur allegorischen Einkleidung philosophischer Lehren herzugeben.

b) Um so besser versteht sie sich mit der Hoffnung. Hoffnung ist die Schwester der Phantasie, weil sie gleich dieser unsern Geist auf ihre Flügel nimmt, durch lichte Aussichten, die sie ihm eröffnet, zu unermüdlichem Wirken spornt („Treiberin“) und in schlimmen Zeiten unsern Mut aufrecht erhält („Trösterin“); sie ist aber älter und geseßter, weil sie verständiger verfährt, in den Zukunftsbildern, welche sie entwirft, sich mehr innerhalb des nach verständigen Berechnungen Möglichen und Erreichbaren hält.

Schüchternheit und Bescheidenheit.

Ihr Unterschied.

Einleitung. Schüchternheit und Bescheidenheit sind zwei Eigenschaften die eine oberflächliche Ähnlichkeit haben. Sie kennzeichnen unser Verhalten im Verkehr mit andern und äußern sich in einer gewissen Zurückhaltung mit unserer Person. —

Daß sie aber innerlich verschieden sind, beweist die Erfahrung, daß die Schüchternheit des äußeren Benchmens mit unbescheidenem Denken von sich selbst und seinem Wert (Dünkel und Eigenliebe), andererseits wahre Bescheidenheit mit einer freien Sicherheit des Auftretens (Freimut, Offenheit) sich sehr wohl verträgt.

Ausführung.

I. Wie sind beide Eigenschaften verschieden?

1) Schüchternheit ist eine Eigenschaft des Naturells (der Naturgrundlage unserer Individualität), Bescheidenheit eine Eigenschaft des Charakters (der durch Gewöhnung des Willens und anerzogenen Richtung).

2) Schüchternheit (von Scheu) ist verwandt mit Furchtsamkeit und Befangenheit; Bescheidenheit (von: Sich bescheiden) mit Anspruchslosigkeit und Demut.

3) Gegensatz von Schüchternheit ist Unerfrodenheit, Freimut, Dreistigkeit. Gegensatz von Bescheidenheit Stolz, Hochmut, Anmaßung.

4) Schüchternheit ist eine natürliche Schwäche, beruhend auf Mangel an Mut und Selbstvertrauen; sie ist die habituelle Scheu die eigene Person der prüfenden Auf-

merksamkeit anderer, insbesondere einer größeren Gesellschaft auszusetzen, äußert sich in scheuer Zurückhaltung und macht den Menschen, wenn er je redend oder handelnd hervortreten muß, unsicher, befangen und linksfisch. — Sie findet sich bei schwächer angelegten Naturen (Kind, Mädchen), wird gesteigert durch einsames, zurückgezogenes Leben und kann gehoben werden durch Gewöhnung an geselligen Verkehr.

Bescheidenheit ist eine Frucht sittlicher Willensreife. Sie ruht auf einer maßvollen Schätzung des Werts der eigenen Person und ihrer Fähigkeiten im Vergleich zu andern, äußert sich im Umgang darin daß man sich nicht vordrängt und auf Kosten anderer geltend macht, vielmehr diesen willig sich unterordnet und seine Ansprüche auf Anerkennung und Ehre, Glück und Genuß auf ein geringeres Maß beschränkt. Im thätigen Leben ist der Bescheidene rücksichtsvoll gegen andere, und zollt den Vorzügen und Verdiensten anderer neidlose Anerkennung. Bescheidenheit ist eine Eigenschaft, zu welcher der Mensch durch Erziehung herangebildet werden oder durch Selbsterziehung sich gewöhnen muß.

II. Welches ist ihr sittlicher Wert?

1) Die Schüchternheit ist an sich sittlich indifferent, d. h. weder eine Tugend noch ein Fehler. Aber sie hat sittliche Nachteile im Gefolge:

a) Sie hindert den Menschen an vollständiger Verwertung seiner Gaben und Kräfte zum Wohl anderer;

b) sie macht ihn unfähig für das Rechte und Wahre mit mannhafter Entschiedenheit einzutreten, wo dieses seine Pflicht wäre.

2) Die Bescheidenheit ist immer ein Lob; sie ist ein edler sittlicher Zug, weil sie die Abwesenheit des Egoismus anzeigt, durch Selbstbeherrschung, durch einen Sieg über die angeborene Selbstsucht erworben ist. Sie hat aber außerdem noch ihren Nutzen:

a) sie ziert den Mann und giebt seinen Vorzügen eine liebenswürdige Form; vor allem aber ist sie ein Schmuck des Jünglings, der noch unfertig ist, und nach dem Maß seiner Einsichten, Fähigkeiten und Erfahrungen noch keine Ansprüche erheben darf.

b) Indem die Bescheidenheit den Menschen empfiehlt und seinen Eigenschaften und Fähigkeiten die rechte Wirkung sichert, verhilft sie ihm zum Fortkommen in der Welt und erschließt ihm ein Wirkungsfeld, auf welchem er seine Gaben zum Nutzen der Mitmenschen anwenden kann.

Schlußgedanke: Die Aufgabe der Erziehung ist dem Menschen die angeborene Schüchternheit abzustreifen und das Gute an ihr, die Dämpfung des Selbstgefühls durch die achtungsvolle Scheu vor der Gesellschaft, in die freie und bewußte Form der Bescheidenheit zu erheben.

Die Macht der Gewöhnung.

I. Gewöhnung wirkt Fertigkeit entwickelnd. Je öfter eine gewisse Bewegung oder Handlung vollzogen wird, mit um so größerer Leichtigkeit und Sicherheit wird sie das nächstmal vollzogen werden.

1) So sind schon die unwillkürlichen [Reflex-] Bewegungen der Muskeln, welche zur Erhaltung des

Lebens dienen, ein Erzeugnis der Gewöhnung. Die Instinkte der Thiere sind durch Gewöhnheit erworbene und vererbte Fertigkeiten. „Gewöhnheit der Wechselbalg der Natur.“

2) Aber auch bewußte und willkürliche Handlungen, praktische Verrichtungen, die Kunstgriffe des Handwerks können durch Gewöhnheit zuletzt zu solcher Vollkommenheit gebracht werden, daß sie mit instinktiver Sicherheit vollzogen werden. Uebung macht den Meister d. h. nur durch beharrliche Uebung wird Meisterschaft erlangt.

3) Dasselbe gilt vom Vorstellungsleben. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen oder auch nur Wortschällen mit dem Mund oder im Geist durchlaufen, desto sicherer werden wir sie in ihrer Reihenfolge zuletzt reproduzieren. Darauf beruht das Auswendiglernen oder Memorieren eines Gedächtnisstoffes. Nur die Uebung stärkt das Gedächtnis.

4) In sittlicher Beziehung gibt öfter wiederholte Willensentscheidung nach dem Guten oder nach dem Bösen hin unserem Willen eine Fertigkeit zu gewissen Entscheidungen und Handlungen. Charakter ist der Inbegriff dessen was wir uns auf diesem Weg angewöhnt haben (vgl. 7905 = das Angewöhnte). Erziehung = Gewöhnung des Willens ist für die Menschen das was für die Tiere Abrichtung (Dressur). Damit die militärische Disziplin dem Soldaten zur Natur werde, ist nach Moltke Schulung in mehrjähriger Dienstzeit erforderlich. „Die militärische Erziehung läßt sich nicht einexerzieren, sie will eingelebt und angewöhnt sein.“ (Reichstagsrede 1. März 1880.)

5) Im Leben der Völker besteht die das ganze

Leben regelnde und ordnende Sitte in einer herrschenden, von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Lebensgewöhnung (Sitte goth. *suita* = *suesco* = *σρεθ-ίζω*), zu welcher jeder Volksgenosse von jung auf angehalten wird. Aber auch Recht und Religion beruhen auf gewohntem Brauch und Herkommen. Daher bei den Griechen *τὰ νομιζόμενα*.

II. Mit der erhöhten Fertigkeit begründet die Gewöhnung eine beharrliche Richtung.

1) Gewöhnung bildet ein Organ sich zu, so daß es zu gewissen Verrichtungen disponiert wird. Die Körperbildung wird bei Menschen und Tieren wesentlich beeinflusst durch die Lebensweise und gewohnte Handtierung. Die Gesichtszüge, in welchen wir die Seele des Menschen und seine Lebensführung lesen, entstehen, indem die gewohnte, oft wiederholte Spannung der Gesichtsmuskeln sich allmählich verfestigt.

2) In unserer Lebenshaltung, Ernährung, Diät u. s. w. erziehen wir uns durch Gewöhnung gewisse Bedürfnisse an, deren wir uns nur schwer, oft mit Gefahr des Lebens wieder entwöhnen, weil sie, einmal angewöhnt, gebieterisch Befriedigung heischen. „Verwöhnung.“

3) Im sittlichen Leben hinterläßt jede Handlung eine Disposition oder Neigung zu ähnlichen Handlungen, die allmählich sich verstärkt und zuletzt zu einer unwiderstehlichen Gewalt heranwächst. So entstehen aus geringfügigen Anfängen verbrecherische Neigungen, Laster und Leidenschaften, auf der andern Seite feste Grundsätze, die einem Charakter einen unerschütterlichen Halt geben und sittliche Eigenschaften, durch welche ihm das Gute zur Natur wird.

III. Aber die Gewohnheit wirkt auch abtumpfend.

a) Die Gewohnheit stumpft unsere Empfänglichkeit für Reize sinnlicher oder geistiger Art ab. Wenn ein Eindruck etwas Gewohntes wird, wird er von Fall zu Fall schwächer auf uns wirken. Nur das Neue wirkt mit frischem Reiz; das Gewohnte läßt uns stumpf. Der Bauer empfindet den Reiz nicht welchen die Natur auf den Städter übt, weil sie ihn als etwas Alltägliches umgiebt. Lebhafter wirkt eine Erfindung oder Entdeckung, eine herrliche Schöpfung der Kunst oder Dichtung auf die Generation unter welcher sie ins Leben getreten ist, als auf spätere Geschlechter, die sie als ein bekanntes Erbstück überkommen haben.

b) Eine wohlthätige Art der Abstumpfung ist die Abhärtung, d. h. Abstumpfung gegen schmerzliche Reize durch Gewöhnung. „Je weniger eine Hand verrichtet, um so zarter ist ihr Gefühl.“ (Shakespeare.) Wer sich von Jugend auf mit Entbehrungen und Anstrengungen vertraut gemacht hat, wird sie im Leben um so weniger schwer empfinden. Frühe Entbehrung macht ausdauernd und erhöht die Leistungsfähigkeit. Auf diesen Grundlagen beruhte die spartanische Erziehung.

c) Die abstumpfende Macht der Gewöhnung ist bei allen sittlichen Handlungen eine Gefahr. Je mehr in denselben der gewohnheitsmäßige Charakter hervortritt, tritt die Freiheit und das Bewußtsein zurück, d. h. gerade diejenigen Merkmale, welche ihnen allein sittlichen Wert geben. Das geistige Leben verfällt durch Gewöhnung einer mumienhaften Erstarrung, in welcher gewisse Handlungen ohne lebendige Teilnahme des Gemüths mechanisch und gedankenlos vollzogen werden. So giebt es Gewohnheitsmenschen, so im

Gewohnten erstarrte Völker. Dieser Gefahr der Verknochung sind besonders Religionen im Alter ausgesetzt (Weltgeschichtlicher Typus: der Pharisäismus). Aber auch wissenschaftliche Lehren und Meinungen sinken im Mund der Schüler häufig zu gewohnheitsmäßig weiter gegebenen trockenen Formeln herab. „Immerfort wiederholte Phrasen verknochern zur Ueberzeugung und stumpfen die Organe des Anschauens ab.“ (Goethe.)

Der richtige Weg zur Selbsterkenntnis

nach dem Spruch Rückerts:

Sich im Spiegel zu beschauen
 Kann den Affen nur erbauen.
 Wirke! nur in seinen Werken
 Kann der Mensch sich selbst bemerken.

1. Der richtige Weg zur Selbsterkenntnis ist nicht Selbstbetrachtung; denn

a) Wir haben uns an die Mängel und Gebrechen unserer Persönlichkeit allzusehr gewöhnt und sind allzu geneigt dieselben zu beschönigen, als daß wir durch Anschauung zu einem unparteiischen Urteil über unsern Wert gelangen könnten; wie denn selbst der Eindruck der Häßlichkeit durch die Gewöhnung abgestumpft wird. Selbst der Affe, dieses häßliche Tier, schaut mit Wohlgefallen das Bild das ihm der Spiegel entgegenhält.

b) Die Selbstbetrachtung wird daher nur zur Selbstbespiegelung führen und eine thörichte Eigenliebe nähren. — Von diesem Spruch wird gettoffen

aa) Die Sitte der Tagebücher, in welchen der Mensch gleichsam immer vor dem Spiegel steht, seine Gefühle, Erlebnisse und Handlungen darauf ansieht, wie sie ihm zu Gesichte stehen.

bb) Der Brauch gewisser Frommen sich beständig den Puls zu fühlen, auf gewisse Gattungen von Fehlern und Tugenden sich zu prüfen und sich selbst Beichte abzulegen. Das ist ein Schönthun mit seinen Empfindungen, welches krankhaft und auch nur eine Form der Eitelkeit und des versteckten Hochmutes ist.

cc) Die Neigung mancher Schriftsteller (besonders der Formvirtuosen, z. B. Platens) sich immer mit sich selbst zu beschäftigen, das eigene Ich auszuspielen, im stillen immer auf die Figur zu merken die man mit seinen Gefühlen macht und so sein Leben gleichsam vor dem Spiegel durchzuspielen.

c) Alle diese Formen der Selbstbeschauung sind innerlich un wahr und können daher auch nie ein richtiges Ergebnis liefern.

d) Aber sie bieten auch keinen Anhalt, um uns mit andern zu vergleichen. Andere beurteilt man nach dem was sie leisten, sich selbst nur nach dem was man allenfalls leisten zu können glaubt. So mißt man sich und andere mit doppeltem Maßstab.

aa) Eigenliebe oder ein starkes Selbstgefühl wird, wo ein sicherer Maßstab fehlt, uns verführen eher zu vorteilhaft von unserem Wesen und Können zu urteilen.

bb) Indessen hängt die Selbstschätzung wesentlich von dem Temperament ab. Unsichere und selbstquälerische Menschen sind eher geneigt sich im Vergleich mit andern zu unterschätzen.

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes Erkennen; denn er mißt nach eigenem Maß Sich bald zu klein und leider bald zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur Das Leben lehret eben was er sei. (Goethe im Tasso.)

II. Der rechte Weg zur Selbsterkenntnis ist thätiges Wirken; denn

1) Jede Kraft schätzt man nach ihren Wirkungen. Was am Menschen ist kann nur beurteilt werden nach dem was er leistet. Dieser Weg der Selbstprüfung zerstört manche Selbsttäuschung: Dieses „Sich selbst bemerken“ gereicht nicht immer zur Befriedigung sondern mitunter auch zur Beschämung.

2) In intellektueller Beziehung werden wir erst wenn wir uns an einer Aufgabe versuchen des Umfangs unserer Fähigkeiten, aber auch oft unangenehm der Schranken derselben bewußt.

3) Auch unsere moralischen Eigenschaften, Herzensbildung, Humanität und Frömmigkeit sind nur eingebilddete Tugenden, solange sie sich nicht in Werken der Selbstverleugnung und thätigen Menschenliebe bewähren. Keine Tugend erwirbt sich in mönchischer Zurückgezogenheit von dem Leben. Die „böse Welt“ ist das Übungsfeld des sittlichen Willens.

4) Insbesondere lernen wir erst an den Schwierigkeiten und Hindernissen welche unserem Handeln im Leben entgegentreten, an den Reibungen mit fremden Willen welche das Handeln mit sich führt das Maß unserer Willenskraft richtig beurteilen.

5) So erscheint jeder Mensch an sich als eine unbestimmte Größe, als ein gewisser Inbegriff in ihm an

gelegter Kräfte, deren Maß sich der Schätzung entzieht. Erst in dem Werk stellt sich die Persönlichkeit objektiv dar. Das Werk ist für den Menschen das echte Spiegelbild seines Wesens, sofern an ihm alle Kräfte die er besaß mitgewirkt haben, Fleiß, Ausdauer und Willenskraft, technisches Geschick, Verstand, Geschmack, Gefinnung und Lebensanschauung.

6) Und selbst dieses Dokument seines Wesens liefert kein reines Ergebnis. Denn unsere Werke sind nur zum Teil Frucht unseres Wirkens, zum andern Teil die Wirkung zusammentreffender äußerer Umstände. Der Rückschluß von den Erfolgen auf den Wert einer Persönlichkeit ist immer unsicher, weil dieselben mit dem gemachten Kraftaufwand nicht immer sich decken, vielmehr bald unter, bald auch über dem Durchschnitt unseres Vermögens bleiben, je nachdem die äußeren Umstände, über welche wir keine Gewalt haben, uns in unserem Wirken begünstigten oder nicht.

7) Indessen gelangen wir auf diesem Wege des Wirkens eher zu einer richtigen Abschätzung unserer Kräfte im Vergleich zu anderen.

a) Weil nun wirklich Leistungen von uns vorliegen, welche wir mit fremden vergleichen können.

b) Weil die Erfahrungen die wir in unserer Arbeit gemacht haben uns in stand setzen das Wirken und Schaffen anderer gerechter zu beurteilen.

Erkenn' dich selber! Ja, das Wort ist schnell gesagt!

Wer bringt's zu stand? Rein Gott bis auf den einen Fuß!

Neinander

**Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.**

Raffo I, 2.

A) Das Talent, liegt nach der theoretischen Seite des Geistes; = hoher Grad geistiger Anlagen für Kunst, Wissenschaft u. s. w.

1. Es bedarf zu seiner Ausbildung der Stille d. i. der Abgezogenheit von dem Geräusch des Weltlebens; denn

a) es bildet sich wesentlich durch Studium. Das Talent muß damit anfangen die Ergebnisse fremder Geistesarbeit sich anzueignen, es muß durchdenken was in seinem Feld bisher gedacht, kennen lernen was in seinem Fach bisher geleistet worden ist.

b) Jedes Fach, künstlerisches und wissenschaftliches, hat seine eigentümliche Technik. Diese unentbehrlichen technischen Fertigkeiten müssen durch beharrlichen Fleiß, ununterbrochene Übung erworben werden. „Fleiß macht Talent.“

c) Das Talent übt und bewährt sich schließlich durch eigene Schöpfungen, wissenschaftliche Entdeckungen, künstlerische Conceptionen, technische Erfindungen. Diese werden nur dann reifen, wenn der Geist ungestört auf ihnen ruhen kann.

Zu all diesen Thätigkeiten bedarf das Talent der inneren Ruhe und Sammlung, wie sie nur in einer gewissen Zurückgezogenheit vom Weltleben möglich ist (Studierzimmer des Gelehrten, Werkstatt des Künstlers und Technikers).

2. Im Weltgeräusch gedeiht das Talent nicht

a) weil die mannigfaltigen und wechselnden

Eindrücke der Welt den Geist zerstreuen, d. i. dessen Aufmerksamkeit zersplittern, die Sammlung seiner Thätigkeit auf seine nächsten Aufgaben beeinträchtigen.

b) Weil der Verkehr mit der Welt uns in deren Treiben verwickelt, Geschäfte und Vergnügungen mit sich bringt, für welche wir Zeit und Kraft verbrauchen, die eben dadurch unserer Ausbildung entzogen werden.

c) Weil die aus der äußern Welt kommenden Einflüsse geradezu schädlich und verwirrend wirken können. Geschmack und Urteil der Menge ist selten richtig, der Rat eines Fremden ist oft nur geeignet ein Talent zu verwirren, durch Tadel zu verschüchtern oder durch Lob in falsche Sicherheit zu wiegen.

„Die Menge macht den Künstler irr und scheu.“

B) Der Charakter liegt nach der praktischen Seite des Geistes. Charakter ist Gesinnungsreife oder: der fittlich durchgebildete, durch feste Grundsätze geleitete Wille, der sich in folgerichtiger Handlungsweise bewährt (constantia). Der Strom, in welchem Welle auf Welle auf uns eindringt und uns mit fortzureißen droht, ist ein Bild für das Gewühl des praktischen Lebens, den vielfältigen Verkehr mit der Welt, in welcher eine Menge äußerer Einflüsse uns drängen und schieben, gegen die wir die Selbstständigkeit unserer Entschlüsse zu behaupten haben.

1. Wie jede Kraft eines ihr widerstrebenden Stoffes bedarf an dessen Bekämpfung und Überwindung sie sich übt und erprobt, so auch die Kraft des Willens. Bildungsschule des Willens ist das thätige Leben mit der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben, seiner auf uns einwirkenden Einflüsse.

a) Das Leben ein Übungsfeld des Willens, das den Willen kräftigt und stählt.

a) Im Ringen mit der Macht der äußern Umstände gewinnt der Wille an Widerstandskraft, erwirbt sich Unabhängigkeit vom äußern Schicksal.

β) In der Reibung an andern Menschen, im Widerstreit mit fremdem Willen erwirbt er seine Selbstständigkeit, d. i. die Kraft rücksichtslos der eigenen Überzeugung zu folgen, unbeirrt durch das Urtheil und Beispiel anderer.

b) Das Leben eine Erziehungsschule die den Willen läutert.

a) Vielfältiger Verkehr und Zusammenleben mit andern Menschen bringen für uns eine Mannigfaltigkeit von Aufgaben mit sich, welche unsern Willen in die Schule nehmen. Wir finden uns in mannigfache Pflichtverhältnisse und Wirkungskreise hineingestellt.

β) Das Leben giebt uns auch allein richtige Maßstäbe an die Hand zur Beurteilung fremder und eigener Leistungen und verhilft uns zu jenem unbefangenen Urtheil über das Wertverhältnis der Güter des Lebens auf welchem sich allein richtige Grundsätze des Handelns aufbauen.

γ) Der Wille wird geschmeidigt für das gesellige Zusammenwirken. Nur im Umgang lernt man die Menschen verstehen und sich ihnen anpassen, was uns allein befähigt auf sie mit Erfolg einzuwirken.

2. Die Charakterbildung bleibt ohne die übenden und erziehenden Einflüsse des Lebens unentwickelt.

a) Die Zurückgezogenheit von der Welt nährt leicht im Menschen die Eigenliebe, eine krankhafte Menschenfeue, Verzärtelung und Verweichlichung des Gemüths. Der gesunde Mensch muß auch Prüffe d. i. Widerspruch,

Anfeindung, Tadel u. dgl. ertragen können. Der Welt-scheue hat keine Übung im Widerstand gegen das Schlechte, in selbstloser Unterordnung unter Bessere, in Verträglichkeit mit seinesgleichen und in opferwilliger Hingabe für edle, gemeinnützige Zwecke.

b) Dem Zurückgezogenen fehlt die richtige Selbst-schätzung, zu der man nur durch Vergleich mit anderen gelangt: wenn man sich nicht in praktischen Leistungen mit anderen mißt, kennt man weder den Umfang noch die Grenzen seines Vermögens; man taxiert sich vielfach entweder zu hoch oder zu niedrig. Beides ist vom Übel; das eine führt zu Eitelkeit, Selbstbepiegelung und Dünkel, das andere zu Schüchternheit und Kleinmütigem sich=Vertriehen.

c) Es fehlt dem, der keine Lebenserfahrung hat, an einem unbefangenen Urteil über Menschen und Verhältnisse: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.“ Hier wurzeln die Extreme der optimistischen Schwärmerei die sich vom Menschen ein unwahres Ideal zurecht macht und der pessimistischen Menschenverachtung welche von ihm ein Zerrbild entwirft. Vergleiche die feinen Bemerkungen Platons im Phädon (Kap. XXXIX).

d) Eine gewisse Unsicherheit und Haltlosigkeit haftet darum vielfach dem Gelehrten an der aus der Studierstube auf den Markt des öffentlichen Lebens hinaus-tritt. Es fehlt ihm der kaltblütige Überblick über die Verhältnisse und Persönlichkeiten. Er läßt sich verblüffen, sich imponieren, sich von dem Weltgewandten ins Schlepp-tau nehmen und wird beim besten Willen ein Spielball in der Hand anderer (vgl. Joh. Müller).

Freilich kann weder der Charakter völlig der Stille, noch das Talent völlig des Stromes der Welt entbehren. Die Lebensanschauungen auf welchen der Charakter ruht, die Grundsätze welche die leitende Norm unseres Lebens abgeben sollen, bilden sich schon in der Zurückgezogenheit der Jünglingsjahre, am stillen Herd des Familienlebens und in dem sichereren Asyl der Schule und auch der gebildete Charakter empfindet das Bedürfnis aus dem bewegten Weltleben von Zeit zu Zeit zu stiller Einkehr in sich selbst, zur Sammlung und Prüfung sich zurückzuziehen. Andererseits muß auch das Talent im Verkehr mit der Welt seine befruchtenden Anregungen empfangen und zuletzt die fertige Schöpfung auf dem offenen Markte zur Schau stellen. Allein für das Talent ist die Bildung im wesentlichen schon abgeschlossen, wenn es zur Produktion übergeht, für den Charakter hat die Bildung noch nicht begonnen, solange die angeeigneten Grundsätze sich im Leben noch nicht bewährt haben; und so bleibt unser Spruch, der für seine Ausbildung den Charakter auf den Verkehr mit der Welt, das Talent auf die Zurückgezogenheit von der Welt verweist, in seinem vollen Recht bestehen. Mag auch das Talent ins Leben hinaus schreiten müssen, es wird doch nicht thätig in dasselbe eingreifen sondern nur auf Beobachtung desselben sich beschränken müssen, es wird sich nicht in den Strom des Lebens stürzen sondern nur vom Ufer seinem Spiel zusehen können; während auf gereiften durchgebildeten Charakter niemand Anspruch machen darf, ehe er Proben davon abgelegt hat, daß er es versteht als tüchtiger Schwimmer den Strom des Lebens mit kräftigem Arm zu teilen.

Man lernt nur kennen was man liebt.

Befremdlich auf den ersten Blick; man erinnert sich mancher Dinge die man zu kennen glaubt, ohne sie zu lieben. Auch muß man in der That im Sinne unseres Spruches die Zustände ausscheiden die wir — auf dem Weg innerer Erfahrung — an uns selbst kennen lernen, worunter allerdings so manches sich findet womit das Leben uns vertraut macht und das uns nicht gefällt. Der Spruch bezieht sich auf fremde Gegenstände, von welchen wir ein Verständnis gewinnen wollen, und behauptet, daß es keinen anderen Weg zu diesem Ziele gibt als die Liebe, daß man nichts Fremdes wahrhaft kennen lerne, wenn man nicht gemüthlichen Anteil daran nehme, sich persönlich dafür interessiere.

I. Was dient zur Bestätigung dieses Satzes?

a) Der volksmäßige Sprachgebrauch, für welchen Bekannter und Freund gleichbedeutende Ausdrücke sind. („Bekanntschafft“ in gewissen Kreisen = Geliebter oder Geliebte.)

b) Beide Begriffe „kennen“ und „lieben“ begegnen sich in dem Begriff der „Vertrautheit“ (Familiarität, Intimität), worin ein hoher Grad sowohl des Kennens als des Liebens liegt.

c) Das lateinische Wort *hostis* (= Feind) deckt sich etymologisch mit dem deutschen Gast (= Fremder, Unbekannter).

d) In den sprachlichen Wendungen womit wir die zärtlichste Liebe zu einer fremden Person bezeichnen drücken wir zugleich das innigste Verständnis derselben aus:

„Einem die geheimsten Wünsche und Regungen an den Augen absehen“ u. a.

II. Wie läßt sich der Satz begründen?

a) Ohne Interesse und dadurch geschärfte Aufmerksamkeit wird schon der Sinnesindruck nicht scharf aufgefaßt und hinterläßt keine deutliche Vorstellung. (Denken wir uns zwei Freunde, den einen mit, den anderen ohne Interesse für geologische Beobachtungen auf einer Bergwanderung; den einen begeistert für die Kunst, den andern ohne tieferes Interesse auf einem Gang durch ein Antikenkabinet, eine Gemäldesammlung; den einen lebhaft für Poesie empfindend, den anderen nicht bei der Lektüre eines hervorragenden Dichterwerks, oder als Zuhörer eines Vortrags. Welches ist bei beiden das Ergebnis?)

b) Ohne Interesse und Liebe zur Sache geht auch der etwa empfangene Eindruck wieder verloren; er haftet nicht, weil wir keinen Antrieb empfinden durch öfteres Zurückkommen unserer Aufmerksamkeit auf denselben ihn in der Seele zu befestigen, zu vervollständigen, zu berichtigen. Da bei mangelndem Interesse schon die erste Auffassung nur unvollkommen war, fehlt es auch an einem Anknüpfungspunkt, an welchem neue verwandte Eindrücke sich anschließen könnten. (Einem Bewunderer Shakespeares oder Goethes wird jeder kleine Umstand aus dem Leben des Dichters der Aufmerksamkeit wert erscheinen, weil derselbe das Bild das er von demselben in der Seele hat, nach irgend einer Seite ergänzt, einen Beitrag zu dessen tieferem Verständnis bildet, während ein anderer, der sich von diesen Dichtern nicht angesprochen fühlt, an dem gleichen Zuge ohne Teilnahme

vorbeigeht, weil er ihn nicht vermerten, dem was er schon weiß ergänzend einfügen kann.)

3. Die gründliche Erkenntnis eines Gegenstandes setzt dem Forschenden oft große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen. Nur die Begeisterung für eine Sache giebt uns die Ausdauer welche diese Schwierigkeiten überwindet; sie hält die Seele in Schwung, was auch dem Forschen zu gut kommt: Ohne Liebe zur Sache ermattet der Fleiß gar zu leicht. Goethes Spruch: „Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten“ gilt auch von diesem Feld geistiger Thätigkeit. (Keine wissenschaftliche Entdeckung wird gemacht, keine Kennerchaft auf dem Gebiete einer Kunst wird erworben ohne Lust und Liebe zum Gegenstand.)

4. Der rein verständigen Auffassung und Beobachtung enthüllen sich nur einzelne äußere Züge der fremden Person oder Sache; ihr entgeht die innere geistige Einheit, der unsichtbare Mittelpunkt einer fremden Individualität oder eines Geisteswerkes. Um zu einem vollen Verständnis zu gelangen, müssen wir uns in das Fremde mit voller Hingabe versenken, uns demselben assimilieren. Nur so werden wir z. B. die innere Gesetzmäßigkeit in einem Werke der Natur, die innere Einheit eines fremden Geisteserzeugnisses, die Bewegungen in der fremden Seele nachzufühlen, sie aus der fremden Individualität heraus zu erklären, uns zurecht zu legen, gewissermaßen zu rechtfertigen im stande sein. Wer kennt das Kind mit seinen Bedürfnissen und Wünschen besser als die Mutter, die es liebt? Wer errät unsere innersten Gedanken besser, weiß besser, wie uns zu Mut ist als der Freund, der mit uns fühlt? Wer versteht den Meister inniger als der Lieblingsjünger, der an seinem Herzen liegt? Kein Verständnis einer einzelnen

Schöpfung oder eines ganzen Volkes und seiner Kultur u. s. w. ohne liebevolles Eingehen in die fremde Gemütslage und Geistesverfassung.

5. Ist der Gegenstand der Kenntnissnahme eine fremde Persönlichkeit, so tritt noch das weitere hinzu, daß dieselbe nur dem Freunde, der sie versteht, geneigt sein wird, ihr Bestes zu geben, ihr Innerstes aufzuschließen.

III. Entkräftung etwaiger Einwürfe.

1. Allerdings werden wir oft durch zufällige Anlässe, selbst gegen unsern Willen, zur Erlernung einer Wissenschaft u. s. w. geführt. Aber eine gründlichere Kenntnis und Vertrautheit steht doch nur dann zu hoffen, wenn wir nicht im Widerwillen beharren, sondern allmählich ein gewisses Interesse sich einstellt, wie es sich denn auch meist bei andauernder Beschäftigung mit einer Sache unwillkürlich erzeugt.

2. Man sagt auch vom Haß, daß er scharf sehe. Allerdings spürt derselbe die Schwächen des Gegners auf, um ihn zu verderben; er kann zu einer scharfen Auffassung äußerer Merkmale, der Sitten und Gewöhnungen der gehassten Person führen; zu einer Versenkung in dessen Inneres fühlt er sich nicht aufgefordert, weil ihn das Ganze der fremden Persönlichkeit nur abstößt, und so wird ihm gerade der Schlüssel zum Verständnis einer fremden Individualität entgehen.

3. Man sagt: die Liebe mache blind. Dies in einem anderen Sinn: Sie raubt uns vielfach den richtigen Maßstab der Schätzung, so daß wir an dem geliebten Gegenstand die Vorzüge allzu hoch anschlagen, weil wir sie lebhaft fühlen, und etwaige Mängel und Gebrechen milde zurecht legen oder gar übersehen. Allein die Fähigkeit das Wesen

eines Dinges richtig zu erkennen ist wohl zu unterscheiden von der Gabe den Wert eines Dinges richtig zu beurteilen.

4. Man unterscheidet zwischen Kunstliebhaber und Kunstkenner. Allein beide Ausdrücke bezeichnen nur einen graduellen Unterschied. Der Kunstliebhaber ist auch bis zu einem gewissen Grad Kunstkenner; der Kunstkenner ist auch Kunstliebhaber und das in einem höheren Grad als der Dilettant. Der höhere Grad der Kennerchaft den er erreicht entspricht nur dem vertiefteren und gesammelteren Interesse das er der Kunst entgegenbringt.

5. Von dem Dichter und Künstler wird verlangt, daß er auch das Schlechte, das er nicht liebt, mit Verständnis zeichne. Er wird aber auch dieses nicht zeichnen können ohne lebhaftes Interesse, ohne liebevolles Eingehen. Für die künstlerische Nachbildung ist ‚empfundenes‘ ein höherer Grad von ‚verstandenem‘. Keiner wird eine wahre, empfundene Zeichnung von einer Verirrung oder Leidenschaft entwerfen können, der nicht ihren Reiz an sich selbst empfunden hat; keiner wird verstehen, wie dem gefallenem Menschen zu Mut ist, der die Anlage und den Keim nicht auch in sich fühlt der unbewacht zu einer ähnlichen Verirrung führen kann. Vor allem aber ist festzuhalten, daß der wahre Dichter sich von allem Menschlichen auf das lebhafteste angesprochen fühlt, in welcher Gestalt und Verkleidung es ihm auch entgegentritt. Des Künstlers Darstellungsvermögen, sein Verständnis für die Menschennatur erweitert sich mit seinem Interesse; und die vollendete Wahrheit z. B. der Dichtung Goethes, das wunderbare, in das Wesen der Dinge einbringende Schauen dieses Dichters — worauf beruht es anders als auf seiner liebevollen Hingabe an die gegenständliche Welt?

Mit welchen Gründen wird in Lessings Nathan der Grundsatz der religiösen Toleranz empfohlen?

Toleranz = wechselseitige Duldung der Religionen.

Falsche und wahre Toleranz. Die falsche Toleranz läßt andere Religionen gewähren, ohne ihnen innerlich eine Berechtigung neben der eigenen zuzugestehen, entweder aus Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit, oder weil man nicht die Mittel hat, sie zu unterdrücken, oder weil man ihre Befolgung augenblicklich nicht opportun findet, oder auch weil man sich zur Anwendung von Zwangsmitteln nicht für befugt hält. — Die wahre Toleranz ist auf Achtung jeder Überzeugung die Gewissenssache ist und auf Anerkennung einer gewissen subjektiven Berechtigung des fremden Glaubens gegründet. Nur diese Toleranz ist es, welcher Lessing im Nathan das Wort redet.

I. Positive Gründe.

A) Die Religionen stehen sich gleich hinsichtlich des Glaubensgrundes.

1. Sofern objektiv bei allen der Inhalt des Glaubens sich auf geschichtliche Thatfachen bezieht und die Kunde dieser Thatfachen auf dem Weg einer Überlieferung zu uns gelangt, deren Wahrheit und Glaubwürdigkeit nicht bewiesen werden kann, sondern auf Treu und Glauben angenommen werden muß.

2. Sofern subjektiv das Motiv des Glaubens bei allen das gleiche ist;

a) die religiöse Überzeugung ist bei den Einzelnen bedingt durch Geburt und Erziehung, vermittelt durch

Familie und Vaterland. „Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Dich zieht dein Vaterland und meines sollte mich nicht halten?“

b) Religion erscheint aufs engste verknüpft mit den Gefühlen der Pietät. Jedem erscheinen die Seinen auch in religiösen Dingen vertrauenswertere Gewährsmänner, als Fremde. „Wessen Treue und Glauben zieht man denn weniger in Zweifel? doch der Seinen? doch deren Blut wir sind? doch deren die von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe gegeben? Wie kann ich meinen Vätern weniger als du den deinen glauben?“

B) Der Kern der Religion ist in allen Religionsformen identisch; gegenüber diesem identischen Wesen sind die Unterschiede die in dem Bekenntnis, in äußeren Übungen und Gebräuchen zu Tage treten nur die Schale des Kerns.

1. Die echt religiöse Grundverfassung, die „Ergebenheit in Gott“, ist unabhängig von dem Bekenntnis, und kann mit jeder Religion bestehen: Necha tröstet sich mit dem Gedanken, daß „unsere Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt“.

2. Mit jeder Religion kann der Mensch zum Gefühl des Edlen gelangen und zu echter Menschlichkeit und Sittlichkeit sich läutern. „Ich weiß wie gute Menschen denken“, sagt Nathan zum Tempelherrn, als dieser sich verwundert anstellt, daß Nathan weiß, wie Tempelherren denken sollen, „ich weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen“.

3. Echte Menschlichkeit ist das letzte Ziel aller geläuterten Religion, in welchem die Angehörigen der verschiedenen Religionen sich eins fühlen. Als der Klosterbruder von dem

Mit selbstverleugnender Menschenliebe hört, welchen Nathan gegen seine Feinde geübt, ruft er aus: „Ihr seid ein Christ! ein besserer Christ ward nie!“ — worauf Nathan erwidert: „Was mich euch zum Christen macht, das macht mir euch zum Juden.“ Das sittliche Ideal von einem Menschen bezeichnet der eine als echtes Christentum, der andere als echtes Israelitentum.

4. In sittlichen Wirkungen muß jede Religion ihren Wert erst bewähren, vor allem in werthätiger Menschenliebe. Das liegt ausgesprochen in der Eigenschaft des echten Ringes, ‚vor Gott und Menschen angenehm zu machen‘. Denn die werthätige Menschenliebe ist das schwerere Teil an der Religion: „Begriffst du, wie viel gut handeln schwerer ist, als andächtig schwärmen?“ So bemißt sich der religiöse Wert eines Menschen nicht nach seinem Bekenntnis, sondern nach der Stufe seiner Gemütsbildung.

5. Darum ist nicht der gehässige unfruchtbare Zanf über Glaubensvorstellungen, sondern der edle und segensreiche Wettstreit in praktischen Früchten das Mittel die Frage, wer die echte Religion hat, zum Austrag zu bringen (vgl. die Entscheidung des Richters in der Parabel von den drei Ringen).

C) Verträglichkeit zwischen den verschiedenen Religionsparteien ist geboten

1. schon durch das Gefühl der ursprünglichen Einheit und Verwandtschaft des Menschengeschlechts, welches durch auseinandergehende Glaubensvorstellungen nicht abgeschwächt werden darf. Von den Christen sagt Sitta tadelnd: „Ihr Stolz ist Christen sein, nicht Menschen“ und Nathan reicht dem Tempelherrn, als derselbe von seinen Vorurteilen gegen die Juden zurückkommt, die Bruderhand mit den Worten:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in euch gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen!“ Daß die Angehörigen der verschiedenen Religionsformen doch wieder unter sich verwandt sind, wird zugleich symbolisch angedeutet durch die Schlussszene des Dramas, in welcher Christ, Moslem und Jüdin sich als Glieder Einer Familie erkennen.

2. was speziell die drei monotheistischen Religionen betrifft, durch das Bewußtsein von dem engen geschichtlichen Zusammenhang in welchem sie stehen. „Ist denn nicht das ganze Christentum aufs Judentum gebaut?“ läßt Lessing (freilich etwas gelehrt) den Klosterbruder fragen, „Es hat mich oft geschmerzt, wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst ein Jude war.“ Ähnliches gilt von dem Islam, der die jüdische und christliche Religion zur Voraussetzung und zur Grundlage hat.

D) Die Alleinherrschaft einer Glaubensform, die Einförmigkeit des religiösen Lebens wäre nicht einmal wünschenswert, weil

1. jede Glaubensform mehr oder weniger partikularristisch, d. i. einer einzelnen Nation oder Völkerfamilie auf den Leib zugeschnitten ist; der Mosaismus ist eine jüdische Nationalreligion; das Christentum die Religionsform die den europäischen, der Islam diejenige welche den orientalischen Lebensformen angepaßt ist. „Gott kann nicht einem Volke eignen. Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?“

2. die Mannigfaltigkeit der Religionsformen zum Reichtum des Völkerlebens gehört. „Ich habe nie gewünscht, sagt Saladin, daß allen Bäumen eine Rinde wachse.“ — In Nathans Parabel: „Möglich, daß der Vater die Tyrannei

des einen Ringes nicht länger in seinem Hause dulden wollen!“

3. Sie ist geeignet einen heilsamen Wettstreit zwischen den verschiedenen Religionsgesellschaften anzuregen. „Der Vater hat die Ringe gemacht, damit sie nicht zu unterscheiden wären“; wozu die praktische Folgerung: „Jeder strebe um die Wette seines Ringes Kraft an Tag zu legen.“

II. Negative Gründe.

Unduldsamkeit ist zu verwerfen:

1. weil sie aus unreinen Quellen entspringt.

a) Aus einer unwürdigen Ansicht von der Wahrheit, „wie wenn dieselbe eine Münze wäre, die man wie das Geld in den Sack, in den Kopf streichen könnte“.

b) Aus engherzigem Fanatismus; dessen Typus ist Daja, „der Schwärmerinnen eine, die den einzig wahren Weg zu Gott allein zu wissen wähnen und sich getrieben fühlen, jeden auf diesen Weg zu leiten“.

c) Aus Widerspruchs- und Parteigeist. Selbst der aufgeklärte Tempelherr findet in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung: „Religion ist auch Partei“; und wie ihm ergeht es manchem Aufgeklärten, der „da ist dem Juden und Muselmanne zu Trotz ein Christ“.

d) Aus verstecktem Hochmut und Eigendünkel. Dieser Fehler haftet besonders den Juden in früheren Perioden an, welche mit ihren Ansprüchen das auserwählte Volk zu sein die religiöse Intoleranz zuerst in die Welt eingeführt haben. „Wißt Ihr, welches Volk zuerst das auserwählte Volk sich nannte? Wie, wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte, doch wegen seines Stolzes zu verachten mich nicht entbrechen könnte, seines Stolzes, den

es auf Christ und Muselman vererbte, nur sein Gott sei der rechte Gott?“ Gegen diese selbstgefällige Ansicht, als wäre man vor anderen Völkern bevorzugt, wendet sich die Bemerkung Nathans: „Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde nicht entsprossen.“

2. Weil sie nur Unheil anstiftet.

a) Sie macht uns blind gegen die wahren menschlichen Bedürfnisse, indem sie die natürliche Handreichung dem Hilfsbedürftigen versagt (vgl. das verdamnende Urteil des Patriarchen über die Aufnahme des Christenkindes durch Nathan und das Urteil des frommen Klosterbruders: „Kinder brauchen Liebe, in solchen Jahren mehr als Christentum“), und das Gewissen anderer verwirrt, (wie Recha sich über Daja beklagt, daß „sie aus Liebe quälen muß“).

b) Sie macht uns lieblos, führt zuletzt zur Ertötung des menschlichen Gefühls, indem sie statt Wohlthuns und herzlicher Verträglichkeit Streit und Haß, ja verwildernde Mordgedanken in der Seele aufregt (vgl. das ceterum conseo des Patriarchen: „Der Jude wird verbrannt“). Mit Beziehung auf die Zeit der Kreuzzüge: „Wo hat die fromme Raserei, den besseren Gott der ganzen Welt als besten aufzubringen, in ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr gezeigt, als hier? als jetzt?“

3. Weil es Vermessenheit ist, über Wert und Unwert einer Religion von dem eigenen, immerhin beschränkten Standpunkt abzusprechen. Da der Wert einer Religion nur nach ihren Wirkungen zu beurteilen ist, erscheint die Frage nach der echten Religion nicht spruchreif, da wir mitten in der durch diese Religion veranlaßten Be-

wegung stehen, die Wirkungen derselben nicht übersehen. Die Frage ist nur vom Standpunkt der Weltgeschichte aus zu lösen. „Da wird ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen, wenn sich der Steine Kraft an euern Kindeskindern äußert.“ — Diese letztere Betrachtung gilt in vollem Umfang freilich nur von der Zeit der Kreuzzüge, in welcher die Handlung des Stückes spielt. Damals mochte in manchen Stücken die jüdische und muhamedanische Kultur der christlichen sogar noch überlegen scheinen. Heutzutage liegt die Frage anders als im Zeitalter der Kreuzzüge, so daß jeder Zweifel über die unendliche Überlegenheit der christlichen Religion hinsichtlich ihrer Wirkungen für Gesittung und Humanität ausgeschlossen ist, wiewohl das öfter gehörte Urteil, daß der Islam sich überlebt habe, voreilig erscheint. Übrigens darf die Rücksicht auf den Wertunterschied der Religionen nicht in die Toleranzfrage eingemengt werden, weil gerade der reinere Glaube und die höhere Einsicht in die Natur der religiösen Überzeugung zur Schonung der Gewissen und zur Duldung der Schwächeren verpflichtet.

Nil admirari.

In Epist. I, 6 ad Numicium stellt Horaz das nil admirari als Bedingung eines glücklichen und weisen Lebens auf. Der Ausspruch des Dichters steht im Altertum keineswegs vereinzelt. Parallelstellen: Pythagoras: *ἐκ φιλοσοφίας ἑαυτῷ περιγεγονέναι* (Ergebnis) *τὸ μηδὲν θαυμάζειν*. Demokrit spricht von der σοφίῃ *ἄθαμβος* (staunensfrei). Die Stoiker forderten *ἀθαυμασία* als Grundvoraussetzung der echt philosophischen Gemütsverfassung, der *ἀταραξία, ἀπάθεια*.

I. Feststellung des Begriffes admirari.

1) Unter admirari kann selbstverständlich hier nicht verstanden sein jene mit Erhebung des Gemüths verbundene Verehrung des wahrhaft Großen und Erhabenen. (Goethe: Der ist ein Kloß, der sich nicht verwundern kann, dessen matte Seele nie in solche Zustände versetzt werden kann, die einzig im Stande sind der Seele einen Schwung zu geben.) Sich das admirari in diesem Sinn abzugewöhnen könnte nur der Wahlspruch einer matten Philisterseele oder eines durch Übersättigung abgestumpften (blasierten) Geistes sein.

2) Vielmehr = sich imponieren lassen, ein Hinaufstaunen an einer Erscheinung, welches

a) unser Gemüt aus dem Gleichgewicht wirft, in eine leidenschaftliche Aufregung versetzt, sei es nun aufregendes Begehren oder aufregende Angst, je nachdem der Gegenstand der einen so überwältigenden Eindruck auf uns macht uns als ein Gut oder als ein Übel erscheint;

b) unser Urtheil blendet, so daß wir der angestaunten Erscheinung gegenüber nicht mehr Freiheit und Unbenommenheit des Geistes uns bewahren und nicht mehr in der geistigen Verfassung sind dieselbe besonnen zu prüfen und unbefangen zu würdigen.

In diesem Sinn ist allerdings das *θαυμάζειν*, admirari, die übertriebene Wertschätzung einzelner Dinge ein Haupthindernis wahrhaft philosophisch freier Gemüthsverfassung und eine Hauptquelle der das Lebensglück trübenden und zerstörenden Leidenschaften.

II. In die aufgeregte Gemüthsverfassung des Staunens versetzen den gewöhnlichen Menschen

1) überwältigende Naturerscheinungen. Auffallende, die Sinne mit Macht treffende Phänomene am Himmel, Sonnen- und Mondsfinsternisse, gewaltige Wirkungen der Naturkräfte auf Erden (Gewitter, Orkane, Erdbeben, zerstörende Brände, verheerende Seuchen, räthelhafte Krankheiten wie Epilepsie u. s. w.) haben bei ungebildeten Menschen und Völkern noch immer eine wilde Aufregung der Phantasie im Gefolge gehabt, welche sie in denselben die Wirkung übernatürlicher, göttlicher oder dämonischer Kräfte erkennen ließ. In diesem Zustand werfen sie sich vor den nichtbegriffenen Erscheinungen in den Staub und fallen finsternem Aberglauben und Wunderglauben anheim. Das Wunder (miraculum) ist ist nur vorhanden für den der sich wundert. — Der Philosoph ist über diesen ängstigen Aberglauben und die Volksreligion, die in demselben wurzelt, hinweg, indem er das mirari abgethan hat. Dem Dichter schwebte offenbar Lucretius (de rerum natura 1, 63 ff.) vor:

Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit
 Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der lastenden Gottfurcht,
 Die vom Himmelsgewölb ihr Antlitz offenbarend
 Schauerlich anzusehen hinab auf die Sterblichen drohte,
 Wag' es ein griechischer Mann (Epikur) zuerst das sterbliche Auge
 Ihr entgegen zu heben, zuerst ihr entgegenzutreten.
 Und die mutige Macht des Gedankens siegte: gewallig
 Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls.

(Nach Rommsen.)

2) Güter und Übel des Lebens.

a) Güter, die für die Menge unendliche Werte sind, an welchen sie staunend hinaussieht: Reichthum, Glanz und Genuß, Herrschaft und Macht, hohe Ehren und Würden. — Wer sich durch solche Dinge imponieren läßt, wird sich durch dieselben im Leben un-

nötigerweise aufregen lassen und leicht seine Freiheit und Würde an sie verlieren.

α) Er wird, wenn er mit dem Inhaber dieser Güter, dem Mächtigen, dem Vornehmen, dem Reichen im Leben zu thun hat, sich ihm gegenüber leicht kleinmütig und schwach benehmen, seine Manneswürde und geistige Freiheit ihm gegenüber nicht behaupten können.

β) Er wird, wenn ihm ein solches überschätztes Gut nicht zu teil geworden ist oder zu teil werden kann, sich unzufrieden und unglücklich fühlen; er wird gegen die damit Bedachten kleinlichen Neid und Mißgunst empfinden.

γ) Er wird, soweit ihm solche Güter erreichbar scheinen, leicht in ein heftiges Streben und Jagen nach ihrem Besitz hineingeraten.

b) Ebenso sind die Übel des Lebens, Schmerz, Krankheit, Tod u. s. w. für den gewöhnlichen Menschen ein Ungeheures, das ihn aus der Fassung bringt. Der Weise läßt sich durch dieselben nicht aufregen; er nimmt sie als etwas Selbstverständliches, von der menschlichen Natur Unzertrennliches in das Ganze seiner Weltanschauung auf:

Bedenke, daß du doch nicht anders kannst
Als wie der Brauch der Erde will! und Klagen —
Sie quälen nur dich selbst! Leopold Schöfer.

Wie darfst du denn
Bekammern was Natur uns bringt in ihrem Lauf?
Nicht ist dem Menschen fürchtbar, was notwendig ist.

Euripides.

δ) Auch in menschlichen Verhältnissen und Zuständen, Meinungen und Einrichtungen liegt manches, was auf den Menschen überwältigend wir-

ten, seinen Geist gefangen nehmen, sein Urteil berücken kann.

a) Eine große Ansammlung von Menschen, auf welche wir zu wirken, vor der wir vielleicht zu reden, der wir gar entgegentreten sollen. Dem Athener Charmides, der eine gewisse Bangigkeit empfindet vor der Volksversammlung aufzutreten, beweist Sokrates, daß diese Versammlung, die ihm als Ganzes so imponiert, im Einzelnen aus Menschen sich zusammensetzt deren jedem er sich geistig überlegen fühlen darf. Xenophon Mem. III, 7. — So stand der Bauernsohn Luther ungeblendet vor dem Reichstag zu Worms.

b) Ansichten und Vorstellungen, die von zahllosen Menschen geteilt werden. Der Weise muß den Mut haben etwas für unausgemacht zu halten, wenn es noch so viele Anhänger zählt; keiner, der auf irgend einem Gebiet des geistigen Lebens als Entdecker oder Bahnbrecher aufgetreten ist, durfte sich durch die in seinem Volk oder seiner Zeit herrschenden Ansichten und Vorurteile beirren lassen. Den schwachen Geist kann schon ein geschickt eingeworfenes Schlagwort zum Schweigen bringen, nicht den gereiften Verstand, der nur dem eigenen Urteil traut.

c) So können Glaubensmeinungen, Lehren, Einrichtungen, die den ehrwürdigen Anschein eines verjährten Bestandes für sich haben, dem einzelnen der vielleicht zuerst zu ihrer Prüfung schreitet imponieren. „Was grau vor Alter ist, das ist ihm (dem Menschen) heilig; das Jahr übt eine heiligende Kraft“ Schiller. Als Luther seine kirchliche Umwälzung begann, hatte er das ganze gewaltige System der römischen

Kirche, wie es seit einem Jahrtausend in unangefochtenem Bestand sich behauptet, und sämtliche seit undenklichen Zeiten allgemein verehrten Autoritäten gegen sich; dennoch ließ er sich durch den grandiosen Nimbus mit dem dieses kirchliche System ihm entgegentrat nicht von der Bekämpfung dessen was er in demselben für einen Mißbrauch hielt zurückschrecken.

4) Selbst wahren geistigen Gütern gegenüber kann jenes unfreie Verhältnis der admiratio eintreten, vor welchem der Weise sich zu hüten hat.

a) Hohe Geisteskraft. Geben wir einer fremden genialen Persönlichkeit gegenüber uns dem admirari hin, so sind wir in Gefahr an dem Mann unserer Bewunderung alles ohne Ausnahme schön und preiswürdig zu finden, uns zu verblenden gegen etwaige Mängel und Schranken, urteilslose blinde Nachtreter und Anbeter desselben zu werden.

b) Horaz scheut sich nicht auszusprechen, daß die Tugend selbst uns nicht mit admiratio erfüllen darf. Sie würde uns zu überspannten Tugendschwärmern machen.

c) Diese kühle, die admiratio fernhaltende Befassung des Geistes, welche wir allen Erscheinungen gegenüber beobachten sollen, um sie nicht zu einer den Geist in Banden schlagenden Macht werden zu lassen, müssen wir nun freilich folgerichtig gegen den denkenden Geist selbst kehren, nicht zu viel von ihm halten oder erwarten, uns auch über seine Schranken nicht täuschen, vielmehr anerkennen, daß neben manchem Erforschten auch manches Unerforschte, ja in jedem Ding eine Menge ungelöster Fragen übrig bleibt. Gerade wenn wir uns hüten, die Bewunderung an Dinge die sie nicht

verdienen zu verschwenden, wird dieselbe um so mehr den wahren Wundern sich zuwenden, welche die uns umgebende Welt in sich schließt und an denen der Alltagsmensch stumpf und gedankenlos vorübergeht.

Dieses „sich Wundern“ ist die echt philosophische Stimmung, wie auch Plato sagt: φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος τὸ θαυμάζειν, und Aristoteles: διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι ἤρξαντο φιλοσοφεῖν. Aber dieses „Sich=Wundern“ ist frei von Aufregung; und Goethe trifft den Sinn des römischen Dichters, wenn er sagt: Das höchste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche mit Ruhe zu verehren.

Leben und Leben lassen.

Erklärung und Beurteilung dieses Wahlspruches.

I. Erklärung.

1. Leben im prägnanten Sinn = freien Gebrauch von seinem Leben machen zu eigener Befriedigung und Genuß.

2. Leben lassen = andern einen Lebensgenuß gönnen, ihnen nicht ohne Not die Freiheit sich selbst zu leben verkümmern, ihnen Spielraum lassen zu freier Bethätigung ihrer Triebe und Kräfte.

3. Der Spruch behauptet, daß beides, leben und leben lassen sich gegenseitig bedingt; dieses Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit kann doppelt gefaßt werden:

a) Man muß sich selbst einen Lebensgenuß gönnen, um das Recht anderer auf Lebensgenuß anzuerkennen.

Ein heiteres lebenslustiges Naturell wird sich angetrieben fühlen auch freundliche Gesichter um sich her zu schaffen, weil die Freude die es um sich her verbreitet das eigene Wohlgefühl erhöht, fremde Not einen Schatten in das eigene Glück wirft. Wer hart gegen sich selbst ist, wird es leicht auch gegen andere sein, weil er ein Bedürfnis das er selbst nicht fühlt auch andern nicht zugestehen wird.

b) Willst du, daß man dir die Berechtigung zu-erkenne dein Leben nach deinem Gutdünken einzurichten und die Freuden des Lebens zu genießen, so darfst du dieses Recht auch andern nicht versagen sondern mußt ihnen in deinem Teil zu einem Gleichen verhelfen. Denn was für den Einen recht ist, ist für den Andern billig.

II. Beurteilung.

Unser Urteil über den Wahlspruch wird verschieden ausfallen je nach dem Sinn in welchem er gebraucht wird.

1) Wir werden uns dagegen verwahren, wenn die Selbstsucht ihn braucht, um die eigene Genußsucht zu beschönigen in dem Sinne: Ich suche unbekümmert um andere in meinem Leben die möglichst große Summe von Genüssen zu erhaschen und will darin durch die Einsprache anderer nicht behelligt werden; dafür verpflichte ich mich gerne mich auch meinerseits in die Angelegenheiten anderer nicht einmengen zu wollen. Denn dieses letztere Verhalten können wir nicht unter leben-lassen verstehen.

2) Wir werden den Spruch gelten lassen als Ausdruck einer heiteren menschenfreundlichen Lebensansicht welche das eigene Glück und das Glück anderer unzertrennlich findet und ihr Ziel darin erkennt sich und andern möglichst viele Freude zu machen; doch werden wir erinnern, daß Glück

und Genuß nur die eine Seite am Leben ist, die, wenn das Leben ein gesundes sein soll, ergänzt werden muß durch die andere Seite: Pflichterfüllung und eine Leistung zum Besten der Gesellschaft.

3. Einen ernsten und würdigen, echt humanen Sinn gewinnt die Devise bei tieferer Fassung des Begriffes leben. Verstehen wir nämlich unter leben sich frei nach seiner Individualität entwickeln, bethätigen und ausleben, so enthält der Spruch eine schöne Mahnung zu gegenseitiger Toleranz = Beeinträchtige das Recht des andern nicht sich den in ihm angelegten Trieben und Eigenheiten gemäß auszubilden und auszuleben, so wenig du selbst dich in diesem Recht von andern gekränkt sehen willst. Dringe andern Menschen, Völkern, Zeiten deine Art zu denken nicht auf, so wenig du für dich selbst geneigt bist dem Recht einer eigenen Überzeugung zu entsagen. Jeder Versuch fremdes Leben in eine stereotype Schablone zu zwingen oder nach fertigem Maßstab messen zu wollen heißt es hemmen oder ihm Gewalt anthun.

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Rückert.

Mit Recht vergleicht man die gegliederte menschliche Gesellschaft mit einem baulichen Organismus. Was für den Bau die Bausteine, das sind für die Gesellschaft die Individuen aus denen sie sich zusammensetzt. Wie ein Haus, so ist der Bau der menschlichen Gesellschaft darauf ge-

gründet, daß sich dessen Teile gut aneinander schließen, gegenseitig sich stützen und so zum Bestand des Ganzen ergänzend zusammenwirken.

1) Für den Bau eignen sich die Steine im Rohzustand nicht, ungeformt, wie sie sind, in ihrer nur durch den Zufall bestimmten, unregelmäßigen Gestaltung, ihren rauhen, unebenen Flächen, auswärts springenden Ecken und Kanten. — So eignet sich auch für die Gesellschaft der Mensch als Naturgeschöpf nicht mit seinen rohen Naturtrieben, seiner rücksichtslosen Selbstsucht, seinem spröden ungezügelten Eigenwillen.

2) Um dem Bau als brauchbares Glied einverleibt werden zu können, muß der Stein eine regelmäßige, den übrigen gleichförmige Gestalt annehmen, wie sie durch den Plan des Ganzen vorgezeichnet ist. — Um in die Gesellschaft zu passen, muß der Mensch Form annehmen, d. h. er muß sich bilden in Angemessenheit zu den Normen und Gesetzen welche allein ein geordnetes Zusammenleben der Menschen ermöglichen. Das oberste Gesetz für das Verhalten gegen andere ist nach Kant, daß man keine Maxime befolge die nicht allgemeine Maxime werden kann, keine durch welche, wenn jedermann darnach handeln wollte, die Gesellschaft aufgehoben würde. Es ist philosophisch ausgedrückt derselbe Gedanke, den das Evangelium einschärft mit den schlichten Worten: Was du willst, daß dir die anderen thun sollen, das thue du ihnen auch.

3) Die Zubereitung des Steins für den Bau besteht in Behauen; dadurch werden die Kanten, Knorren und Unebenheiten an ihm abgeschliffen, es wird ihm eine glatte Oberfläche gegeben, welche den nächstliegenden Steinen einen engen Anschluß gestattet. — So werden dem Men-

sehen in der Erziehung die selbstsüchtigen Triebe abgewöhnt, welche verlegend in die Rechte des anderen eingreifen, das gegenseitige Vertrauen gefährden und ein friedliches Zusammenleben und Zusammenwirken verhindern.

4) Die Form die den Steinen gegeben wird ist nicht bei allen die gleiche. Sie bestimmt sich nach der Ver-
richtung die der Stein im architektonischen Gesamtplan zu übernehmen hat; sie ist verschieden, je nachdem der Stein dem Gebäude als Sockel oder Fundament, als Eck- oder Wandstein, Kragstein, Teil des Frieses u. s. w. dienen soll. — Ebenso muß die Bildungsschule die der Einzelne durchläuft der besonderen Berufsart oder Stellung entsprechen in welcher er einst der Gesellschaft zu dienen bestimmt ist; der Ackerbauer, der Gewerbtreibende, der Kaufmann, der Beamte, der Krieger, der Gelehrte bedarf einer eigenen Bildung. Wollte man hier ins Einzelne gehen, so wäre der Sockel oder das Fundament des Hauses der ackerbau- und gewerbtreibende Stand, der möglichst tragfähig gebildet werden muß, weil auf diesem das ganze Gewicht des Gesellschaftsbaues ruht. Feinere zierliche Form ist nur bei denjenigen baulichen Gliedern gut angebracht, welche den schlimmen Einflüssen der Straße und des Straßenverkehrs weniger ausgesetzt sind und eine gewisse beherrschende Stellung in dem Ganzen des Baues einnehmen (Reichere Bildung ist den zur Führung der Gesellschaft berufenen Klassen: Adel, Gelehrtenstand u. s. w. nötig).

5) Diese Proceedur wird immer einigen Widerstand in der spröden Natur des Steines zu überwinden haben. Auch ist es nicht zu vermeiden, daß manches Stück unter Meißel und Hammer abspringt, und der Stein dadurch merklich an Umfang einbüßt. — Auch im Menschen

fügt sich die Natur ungern der Zucht und dem Zwang dem sie behufs Erziehung für die Gesellschaft unterworfen werden muß, auch kostet die Anpassung an die Gesellschaft manches Opfer an Freiheit, Frische und urwüchsiger Kraft.

6) Allein für diese Einbuße an Stoff wird der Stein reichlich entschädigt durch die schöne Form und seine Verwendbarkeit für den großen Bau. Hat er seine Stelle im Bau gefunden, so wirkt er als unentbehrliches Glied mit und trägt in seinem Teil zur Festigkeit und der würdigen Gesamterscheinung des Baues bei. — Auch bei dem für die Gesellschaft erzogenen Menschen wird der Verlust an Naturkraft den er dabei erfährt reichlich ersetzt durch die harmonische Form seines Geistes und seinen Wert für die menschliche Gesellschaft. Indem er die Freiheit seines Willens einschränkt und sich der Zucht des Gesetzes unterwirft, wird ihm diese Selbstverleugnung gelohnt durch eine veredelte Form seines Daseins und durch volle Teilnahme an den geistigen und sittlichen Gütern welche dem Einzelnen aus der Gesellschaft erwachsen und dem individuellen Leben erst wahren Inhalt und Wert geben.

Man sol vollen becher tragen

Ebene, hör ich dicke sagen.

Freibanck

Wenn der Becher bis zum Rand gefüllt ist, reicht das geringste Schwanken der Hand, das leiseste Neigen des Bechers dazu hin um etwas von seinem Inhalt zu verschütten. Ein halbvoller Becher läßt sich leicht tragen; den gefüllten Becher zu tragen erfordert eine mit höchster Vorsicht abgewogene, gleichmäßige Haltung.

Ein treffendes Bild: Der volle Becher bedeutet Überfluß, Glück, Wohlleben (mhd.: senfte leben).

Das Glück eben tragen = gerade, wagrecht, im Gleichgewicht tragen vgl. *aeque ferre*; also Haltung bewahren, das ruhige Gleichmaß und Gleichgewicht der Seele nicht verlieren (*aequam servare mentem*).

Etwas von dem Inhalt des Bechers verschütten = irgend Fehler und Mißgriffe begehen.

Nirgend ist es zugleich nötiger und schwieriger Gleichmut und ruhige Fassung, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren als in der Fülle des Glückes. Daher auch der Umschlag gerade im höchsten Glück so häufig. Vgl. den Goetheschen Spruch:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen,
welcher stimmt mit der Erklärung, welche Freidank in den unmittelbar darauf folgenden Versen giebt:

es sol niht sin ein tumber man
der senfte leben vertragen kan.

Fragen wir nach den Gründen dieser Erscheinung, so finden wir, daß das Glück uns

1) leicht zu Übermut verleitet; es erzeugt

a) übermütige Sicherheit, in der wir die nötige Vorsicht aus den Augen setzen;

b) ungemessenes Selbstgefühl, in welchem wir die eigenen Kräfte überschätzen, mit unseren Gütern schlecht wirtschaften und uns leicht in gewagte Unternehmungen einlassen, die unsere Kräfte übersteigen.

2) Das Glück wiegt uns in Trägheit und Bequemlichkeit ein, in der wir verweichlichen, unsere Kräfte erschaffen und einrosten lassen.

Beispiele aus dem Leben der Völker und der Einzelnen sind häufig. Die Volkskraft erschläft im Glück; so bei den Römern in der langen glücklichen Friedensperiode unter den Kaisern, so bei den Spaniern nach Entdeckung und Erwerbung der Metallschätze Amerikas.

Beispiele von Hochmut und Selbstüberschätzung im Sieg bieten die Athener in der ersten Phase des peloponnesischen Krieges, Napoleon nach Niederwerfung von Westeuropa; Umschlag dort im sicilischen, hier im russischen Feldzug.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

(Goethe.)

I. Nächster Sinn.

a) Eine der künstlichsten Formen lyrischer Dichtung ist das aus Italien stammende, noch in der Zeit der Staufern aufgekommene Sonett. Die Verszeile ist jambisch mit fünf Hebungen (wie auch die Terzine, Ottave, und der Blankvers). Aus solchen Versen werden zwei vierzeilige und zwei dreizeilige Strophen gebildet. Das Vierzeilenpaar ist nach dem Reimschema $a b b a a b b a$, das Dreizeilenpaar nach dem Reimschema $c d c d o d$ durch den Reim gebunden. Diesem wohlgegliederten Gefäß soll nun ein gleich gegliederter Inhalt entsprechen. Jede der Vierzeilen soll zur andern, jede der Dreizeilen zu der andern, dann wieder das Vierzeilenpaar als Ganzes zu dem Dreizeilenpaar als Ganzem ein Gegenüber bilden, sich verhalten wie Satz und Gegensatz, das Allgemeine und das Besondere, die Regel und das Beispiel, die Frage und die Antwort, das Problem und die Lösung, das Bild

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. 6.

und das Gegenbild. Vgl. das Sonett A. W. Schlegels. Zwei Reime heiß' ich u. s. w.

b) Goethe hatte anfangs Bedenken gegen diese Kunstform, von der er befürchtete, daß sie die freie natürliche Bewegung lähme und die lebendige Anschauung zerstückele. Allein er bekehrte sich zuletzt zum Sonett mit der Bemerkung, daß wer durch Übung der Form Meister geworden sich zuletzt in derselben mit natürlicher Freiheit und Sicherheit bewege; ja er spricht geradezu aus:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

II. Stufenweise erweiterter Sinn.

a) In beiden Versen erscheint ein und derselbe Gedanke nur nach verschiedenen Seiten gewendet. Meisterschaft und Freiheit erscheinen in Absicht auf das künstlerische Vermögen als identisch, wie andererseits Beschränkung und Gesetz. Denn Meisterschaft ist künstlerische Freiheit, welche in völliger Beherrschung der Kunstmittel besteht, und das Gesetz zieht dem Belieben gewisse Schranken, engt die willkürliche Bewegung ein.

b) Echte Meisterschaft muß sich dadurch erproben daß sie in engen Grenzen Großes ausrichtet, mit beschränkten Mitteln viel zu leisten weiß. So gehören z. B. von malerischen Kompositionen gerade diejenigen zu den vollendetsten welche sich einem räumlich engen Rahmen einfügen, wie jene Raphael'sche Madonna bella Sedbia, welche das Oval so edel ausfüllt. So ist Goethes Idyll Hermann und Dorothea, das in eng begrenztem Rahmen den höchsten Kunstforderungen genügt, eine seiner meisterhaftesten Dichtungen.

c) Dabei klingt der Gedanke an, daß die Schranke entschieden heilsam wirkt, sofern sie den Künstler verhindert sich in die Weite zu verlieren, ihn zu einer wohlthätigen Konzentration nötigt in welcher allein etwas Hervorragendes geschaffen wird.

d) Aus demselben Grund wird der weise, nach Vollendung ringende Künstler sich freiwillig gewisse Beschränkungen auferlegen. Einen großen Beweis dieser Meisterschaft gab wiederum Goethe selbst, als er an dem ursprünglichen Entwurf seines Götz von Berlichingen im Interesse höherer künstlerischer Vollendung einige der ästigsten Seitenschöplinge schonungslos abschchnitt.

e) Dieser großen Ansicht, welche Goethe an der Kunst gewonnen hatte, giebt er nun eine erhöhte Bedeutung, indem er ihre eine Anwendung auf alle Bildung giebt. Der Satz gilt besonders auch von der Aufgabe der sittlichen Selbsterziehung. Meister der Lebensführung ist derjenige der es versteht seinen Willen unter das Gesetz zu beugen.

wer steht den Iewen? wer steht den rifen?
 wer überwindet jenen und diesen?
 daß tuot jener der sich selbe twinget
 und alliu siniu lit in huote bringet
 üz der wilbe in staeter zühte habe.

Walther v. d. Vogelweide.

Ober wie Goethe in den Geheimnissen sagt:

Von der Gewalt die alle Wesen bindet
 Befreit der Mensch sich der sich überwindet.

f) Der Weg zur Verwirklichung der Freiheit ist das Gesetz. Dieser Satz behält Recht, man mag dabei an gesellschaftliche oder sittliche Freiheit denken. Wer sich

alles gestattet wird notwendig die Rechtsphäre anderer verletzen und so den fremden Willen gegen sich in Waffen rufen, der ihn empfindlich an die Schranken seines Vermögens erinnern wird; wer dagegen das Gesetz in seinen Willen aufgenommen, seinen Willen gebildet hat nach der Norm des sittlichen Gesetzes und der Wohlfahrt der Gesellschaft, der fühlt im pflichtmäßigen Thun sich völlig frei, weil er dabei lebiglich den ihm zur Natur gewordenen Antrieben folgen darf.

Hochwart zwingt den kurzen man,
Daß er muß auf den zehen gehn. (Freibant.)

Veranschaulicht die Hoffart und ihre Wirkungen auf den Hoffärtigen in einem drastischen Bild.

A. Erklärung des Wortlautes.

I. Wesen der Hoffart.

a) „Hochfahrt“ = hoch hinauswollen, Großmannsucht oder die Sucht mehr vorzustellen als man ist.

b) „Zwingt“ = übt über den Menschen einen gewissen Zwang aus, beschränkt seine freie Bewegung, legt ihm lästige Fesseln auf.

c) „Den kurzen Mann“ = den geringen, in irgend einem Betracht weniger mit Mitteln und Fähigkeiten ausgerüsteten Mann.

d) Daß er muß auf den Zehen gehen. Indem er sich den Großen gleich machen, d. i. Höheren, Vermöglicheren, Befähigteren es gleich thun will, stellt er sich auf die Zehen = spannt seine Mittel künstlich an

strengt sich über seine Verhältnisse an, macht einen Aufwand der seinen Vermögensverhältnissen nicht entspricht.

II. Wirkung der Hoffart.

a) Der Hoffärtige macht sich nur sein eigenes Leben unbequem (angedeutet durch das Gehen auf den Zehen). Was er nach einer Seite vielleicht für die Zwecke einer eiteln Repräsentation aufwendet muß er nach einer andern Seite ersparen, indem er es vielleicht an den nötigsten Bedürfnissen abbricht. Vgl.: „Wer sich nicht nach der Decke streckt dem bleiben die Füße unbedeckt“ Goethe.

b) Seinen Zweck vornehmer, glänzender zu erscheinen als er ist erreicht er doch nicht, weil α) auch den Außenstehenden die künstliche Anspannung seiner Mittel die er für diesen Zweck in Bewegung setzt nicht auf die Dauer entgehen kann, β) weil er in dieser künstlichen Stellung sich doch nicht erhalten kann sondern früher oder später auf seine Fußsohlen zurückfällt d. h. das künstliche auf Täuschung anderer hinsichtlich seiner Verhältnisse berechnete Spiel nicht auf die Länge fortreiben kann.

Folgen: 1) er macht sich selbst unnötigerweise das Leben schwer;

2) verfällt nur dem Spott und der Schadenfreude der Welt.

B. Erläuterung durch Beispiele.

I. Aus dem äußeren Leben.

Hoffart läßt den Menschen über seinen Stand hinausstreben; der Dorfbewohner sucht es dem Städter,

der Diensthote der Herrschaft, der Ärmere dem Reichen, die niederen Gesellschaftsschichten den höheren gleich zu thun.

Aber indem

1) der Bauer sich städtisch kleidet, verrät er erst recht seine Unzulänglichkeit, weil das Kleid mit dem Menschen nicht harmoniert und er in der ungewohnten Tracht sich unsicher und linksich bewegt. Indem

2) der Ärmere sich in seinem Leben nach außen auf einen Fuß einrichtet, wie er dem Reichen ansteht, muß er sich, um die Mittel für diesen Aufwand zu erübrigen, im geheimen die empfindlichsten Entbehrungen und Einschränkungen auferlegen, während er, wenn er sich von Anfang nach seinen Verhältnissen eingerichtet hätte, sich ein behagliches Leben hätte bereiten können. Ober es drängt sich

3) der Niedere, durch Eitelkeit verführt, in höhere Kreise der Gesellschaft ein. Er muß kampfhaft Anstrengungen machen, um in dieser Gesellschaft sich zu erhalten und wird von derselben doch nie für voll genommen sondern im Grunde über die Achsel angesehen, während er, wenn er unter seinen Standesgenossen geblieben wäre, unter ihnen eine sehr geachtete Stellung einnehmen würde.

4) Die kleinen Fürsten des vorigen Jahrhunderts namentlich in Deutschland suchten sich in ihrer Hofhaltung auf den Fuß Ludwigs XIV. einzurichten, obwohl dieselbe einen Aufwand erforderte der in keinem Verhältnis zu ihren Einkünften stand. Die Rehrseite dieses gespreizten Wesens war die wirtschaftliche Zerrüttung ihres Landes und eine furchtbare Bedrückung ihrer Unterthanen.

II. Aus dem geistigen Leben.

1) Kunst. Der Minderbefähigte sucht dem Genie es gleich zu thun. Er wird dieses, um ihm gleich zu erscheinen, in seinen Äußerlichkeiten nachahmen. Er wird dadurch der Unnatur, einem geschraubten, gezwungenen Wesen verfallen, durch welches er seine kleine geistige Wirtschaft zu Grunde richtet und sich um die Früchte seines vielleicht ganz schönen Talentes betrügt (vgl. die Stürmer und Dränger, die „forcierten Talente“, von welchen Goethe spricht und die Charakteristik Waiblingers durch D. F. Strauß).

2) Wissenschaft. Nach dem Ruhm eines Entdeckers geizend wagt er sich an Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung wofür seine Kräfte nicht ausreichen. Er wird sich darauf angewiesen sehen durch Arbeiten auf den Schein, durch den Ton der Sicherheit den er annimmt, durch die Mittel der Zeitungsreklame u. s. w. das Urtheil des Publikums zu bestechen. Aber lange wird dieser erschlichene wissenschaftliche Ruf nicht vorhalten und hinter jeden Klotz wird mit der Zeit ein Lessing kommen.

3) Religiöses Leben. Ein Mensch sucht sich bei seinen Zeitgenossen in den Ruf eines Heiligen zu setzen, um sich von ihnen anstaunen zu lassen; er nimmt für diesen Zweck unnötigerweise die größten Unbequemlichkeiten und Selbstquälereien auf sich, ohne doch Tieferblickende über seine angebliche höhere sittliche Vollkommenheit zu täuschen (vgl. die Anachoreten, Säulenheligen und Stigmatisierten des Mittelalters, die pietistischen Kreise unserer Tage). „Stell dich auf ellenhohe Socken: Du bleibst doch immer der du bist.“ Goethe.

Gutta cavat lapidem.

(Ovid.)

Zu Grunde liegt eine Beobachtung die wir alle Tage auf der Straße machen können, die eines Steinpflasters das durch die stets an derselben Stelle auffallenden Tropfen unter einer Dachtraufe ausgehöhlt wird.

I. Entwicklung des Sinnes:

1) Ein fallender Wassertropfen ist ein Geringstes von Kraft, Größe und Gewicht.

2) Der Stein ist ein Höchstes von Sprödigkeit, Härte und Widerstandskraft.

3) Dennoch gelingt die Aushöhlung des harten und unburchbringlichen Stoffes der leichten und geringfügigen, aber stets an derselben Stelle auf ihn einwirkenden Kraft.

Also: Einer fortgesetzten Einwirkung, wenn diese auch nur schwach ist und in jedem einzelnen Fall auch nur ein unbedeutendes Ergebnis hat, gelingt mit der Zeit das Schwerste, wenn sie nur in einer und derselben Richtung beharrlich erfolgt.

Grund: Jede auch die kleinste Einwirkung hinterläßt eine wenn auch unscheinbare Spur, auf Grund deren sodann die nächste Einwirkung weiterarbeitet. Viele unmerkliche Wirkungen geben abdiert ein namhaftes Ergebnis.

Ähnlich: Durch wiederholte Streiche fällt die stärkste Eiche.

Εἰ κέν τοι καὶ σμικρὸν ἐπὶ σμικρῷ καταθεῖο

Καὶ θάμα τοῦτ' ἔρδοις, τάχα κεν μέγα καὶ τὸ γένοιτο.

Hesiod.

II. Anwendung:

1) Auch die schwache Kraft vermag Großes bei ausdauerndem Fleiß, wenn dieser immer auf denselben Gegen-

stand gerichtet ist. Derjenigen Thätigkeit blüht kein Segen welche Unterbrechungen erleidet und welche sich zersplittert. Vgl. Schillers Lob der Beschäftigung die nie ermattet, die langsam schafft doch nie zerstört u. s. w.

Laß dich also nicht abschrecken, wenn bei einem ersten Versuch kein Erfolg sichtbar wird. Deine Kraftanstrengung hat eine Wirkung gehabt die du jetzt noch nicht entdeckst aber, wenn du diese Anstrengung beharrlich wiederholst, mit der Zeit entdecken wirst.

2) Aber auch im Schlimmen achte kleine Anfänge, kleine Übel, Ausschreitungen, schlimme Angewöhnungen keineswegs gering. Sie können, wenn sie sich wiederholen, zu schweren Schäden erwachsen, großes Unheil stiften, Gesundheit, Glück, Ehre und Tugend untergraben.

a) Gesundheitschädliche Einflüsse mögen noch so geringfügig sein: wenn sie stetig wirken, nagen sie ein Stück der Lebensgrundlagen an und bringen zuletzt den kräftigsten Körper zu Fall.

b) Wiederholte Entscheidung des Willens für das Schlimme begründet mit der Zeit einen Hang der zu einer unwiderstehlichen Macht heranwachsen kann. Nur auf diesem Weg entstehen im Menschen die lasterhaften Gewöhnungen; die rohesten Verbrecher haben mit geringen Vergehungen angefangen, und erst von Handlung zu Handlung hat sich ihr Gewissen abgestumpft. Daher principiiis obsta.

Auf was Gutes ist zu warten
 Und der Tag kommt nie zu spät
 Der was Gutes in sich hat;
 Schnelles Glück hat schnelle Fahrten. (Vogau.)

I. Entwicklung und Begründung des Sinnes.

Der Spruch ist gegen die Ungeduld gerichtet und gilt Leuten die ein wertvolles Gut im ersten Anlauf erringen wollen und, wenn dieser Anlauf fehlschlägt, den Mut rasch wieder sinken lassen, an der Erreichung ihres Zieles verzweifeln und in ihren Anstrengungen erlahmen. — **Verwandt:** Rom ist nicht in Einem Tag erbaut worden.

1. „ist zu warten“ in doppeltem Sinn:

a) kann gewartet werden, weil der schöne Preis der uns aus der Zukunft entgegenwinkt uns die Kraft zur Ausdauer giebt und den Mut belebt;

b) muß gewartet werden, weil ein Glück sich nicht erzwingen oder ertrocken läßt. „Gut Ding will Weile haben.“ Goethe läßt Sphigenie, nachdem sie den Bruder spät wiedergefunden, zu den Göttern sagen:

Gelassen hört

Ihr unser Fleh'n, das um Beschleunigung

Such kindisch bittet; aber eure Hand

Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;

Und wehe dem der ungeduldig sie

Ertrockend saure Speise sich zum Tod genießt!

2. Kommt das Gute auch spät, es kommt nie zu spät.

a) Wenn es nur kommt, können wir es uns immer noch zu nuß machen; ja es wird bei spätem Erscheinen uns doppelt beglücken, weil das lange Entbehren unsere

Genußfähigkeit für ein Gut erhöht, während ein langes Genießen dessen Reiz abstumpft.

b) Das spätkommende Glück ist, da es in den meisten Fällen als Frucht längerer Bemühungen erscheint, an sich fester begründet und hat zugleich unsere eigenen Kräfte länger beschäftigt und geübt, was nur uns selber zu gute kommt. „Der Besitz macht sicher, trägt und stolz.“ Lessing.

3. Das Glück das schnell gekommen ist pflegt ebenso schnell wieder zu entschwinden:

a) Es ist an sich nicht festgewurzelt, ruht nicht auf den sichereren Grundlagen die einen dauernden Bestand verbürgen. „Was früh zeitig wird, fault bald.“

b) Es findet uns nicht mit den Eigenschaften ausgerüstet welche erforderlich sind um das Glück festzuhalten.

II. Erläuterung durch Beispiele.

Ein Vermögen das uns durch einen Glücksfall, Lotterie-Gewinnst, Erbschaft u. dergl. zugefallen ist pflegt rascher wieder zu zerrinnen als ein solches das wir uns selbst durch andauernde Arbeit allmählich erworben haben, weil uns die Eigenschaften fehlen durch welche das Vermögen erhalten wird und welche die gleichen sind durch welche es erworben wird: Thätigkeit, Gewandtheit und Sparsamkeit.

Überhastung bei einem Bau wird sich immer durch ein geringeres Maß von Festigkeit desselben rächen. Dasselbe gilt von allen menschlichen Werken.

ἢ ἐν τῷ ποιεῖν εὐχέρεια καὶ ταχύτης οὐκ ἐντίθησι βάρος ἔργῳ μόνιμον οὐδὲ κάλλους ἀκριβείαν, ὁ δ' εἰς τὴν γένεσιν τῷ πόνῳ προδανεισθεὶς χρόνος ἐν τῇ σωτηρίᾳ τοῦ γενομένου τὴν ἰσχὺν ἀποδίδωσιν = Das schnellfertige,

raschhinwerfende Schaffen wird nie einen bleibenden Gehalt, eine tiefere Schönheit in ein Werk legen können, wogegen die Zeit die man in mühsamem Fleiß auf Hervorbringung eines Wertes verwendet sich durch längeren Bestand des Hervorgebrachten verzinst. (Plutarch Pericl. 13.)

Die Pflanze die in natürlicher Entwicklung allmählich wächst und ausreift zeigt mehr Widerstandskraft gegen die Einflüsse der Bitterung als diejenige deren Wachstum durch künstliche Mittel und in der Wärme des Treibhauses beschleunigt worden ist. Dasselbe gilt auf geistigem Gebiete. Man vergleiche die rasch aufgeschossene, aber ebenso rasch wieder verwelkte Kultur der Araber im Mittelalter im Gegensatz zu der langsamer, aber gesünder und bestandkräftiger sich entwickelnden Kultur der christlichen Völker. — Die Freiheit und die politischen Güter welche die Reformen Kaiser Josephs II. in Oesterreich und die Revolution von 1789 in Frankreich den Völkern brachten gingen denselben rasch wieder verloren, weil sie zu unvermittelt ins Leben sprangen, ohne daß die Völker dafür erzogen waren.

Unser deutsches Volk ist zu dem hohen Gut politischer Einigung später als andere Völker gelangt, aber in der langen Periode der Zerrissenheit haben wir den Wert desselben um so besser schätzen gelernt und die alte Erbsünde des Sonderungstrebens vielleicht um so eher überwunden. — Die für unsere Litteratur so folgenreiche persönliche Verbindung zwischen Goethe und Schiller hat sich trotz wiederholter Anläufe Schillers verhältnismäßig spät geknüpft. Dafür haben sich die beiden Freunde um so gereifter getroffen und die späte Begegnung brachte beiden um so reicheren Gewinn, weil nach Schiller (an

Goethe 31. August 1794) „die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer, am meisten zu sagen haben.“

Vgl. noch den Spruch Herbers:

Langsam kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;

Schnelle Vortrefflichkeit stehet am ehesten still.

Vögel entschlüpfend dem Ei sind was sie sollen von Anfang;

Langsam wächst der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Στέργειν μὲν τὰ κπεσόνια καὶ θεσθαί πρέπει

Σοφὸν κυβερνῆν ἀλλὰ μὴ σιτέειν τύχην.

(Dem Wurf bequemt ein kluger Spieler sich und macht sich ihn zu nutz, doch klagt er nie das Schicksal an.)

(Sophokles.)

I. Jeder Mensch findet in seinem Leben ein Gegebenes vor, das von seinem freien Willen nicht abhängt, das er als sein Schicksal betrachten muß.

1. Schon seine Geburt hat eine entscheidende Bedeutung für sein ganzes Dasein und den ihm zufallenden Anteil an den Gütern des Lebens. Sein Eintritt in die Welt, die Familie aus welcher er hervorgeht, die körperliche und geistige Ausstattung die er in die Welt mitbringt, der Gesellschaftskreis und die Vermögensverhältnisse in die er eingestellt ist, sein Volk und seine Zeit ist ein Gegebenes, womit er zu rechnen hat.

2. Auch in das spätere Leben greifen fördernd und hemmend Zufälle ein deren Wirkungen er sich nicht zu entziehen vermag. Krankheiten, Unfälle suchen ihn heim; *am Gelingen oder Mißlingen jeder Unternehmung hat das Glück einen wesentlichen Anteil.*

3. In allen diesen Beziehungen sind den Menschen ungleiche Lose gefallen. Der eine lebt in der Fülle der Güter, der andere hat zeitweilig mit der Not zu kämpfen; der eine erfreut sich unverwüßlicher Gesundheit, der andere schleppt sich mit siechem Körper durchs Leben; dem einen deckt die Gunst des Glückes die größten Mißgriffe zu, der andere wird bei dem überlegtesten und weisesten Handeln von der Ungunst des Schicksals verfolgt.

Dieses bald reichere bald karglichere Los das sich jeder aus dem Lostopf gezogen vergleicht der Dichter mit den Würfeln im Würfelspiel. Dem einen ist der Königswurf (mit sechs Augen), dem andern der Hundewurf (mit einem Auge) gefallen.

II. Nun aber kommt es auf das Verhalten des Spielers an. Denn die besseren Spiele dieser Art sind keine reinen „Hasardspiele“, sondern geben der verständigen Berechnung Raum. Es giebt gewandtere und ungewandtere Würfler = Lebenskünstler. Der kluge Spieler weiß auch den ungünstigeren Wurf umsichtig zu nutzen, um das fehlende Glück in gewissem Maß durch kluge Berechnung zu ersetzen. Dazu gehört

1. daß er über den Wurf der ihm gefallen d. i. das Schicksal das ihm geworden ist nicht klagt oder murrst,

a) weil Klagen und Murren unnütz ist, der Kluge aber nichts Unnützes thut;

b) weil es unvernünftig ist; denn er darf von dem blinden Zufall, der die Lose verteilt, keine Gerechtigkeit verlangen;

c) weil er durch Klagen nur seine Schwäche und Hilflosigkeit verriete und damit seinem Partner das Spiel gewonnen gäbe.

2. Er nimmt vielmehr die Dinge wie sie sind, aber läßt sie nicht wie sie sind, sondern macht aus ihnen so viel er kann.

a) Er findet sich in denselben zurecht (*στέργει* = begnügt sich mit ihnen); er paßt seine Lebenspläne seinen Verhältnissen an, trägt in seinen Wünschen und Zielen denselben Rechnung, um sich nicht verbitternden oder entmutigenden Enttäuschungen auszusetzen;

b) ohne aber mit fatalistischer Ergebung und Entsagung bei dem was ihm das Schicksal in den Schoß geworfen stehen zu bleiben und auf eigene Thätigkeit zu verzichten.

c) Vielmehr betrachtet er das Schicksal nur als das Material für seine Thätigkeit, als den Stoff, an welchem er wie der Spieler an dem Wurf, seine Kraft versucht.

aa) Er prüft mit kühlem Überblick seinen Wurf daraufhin was sich mit demselben erreichen läßt, verständigt sich über die Ausichten die ihm derselbe offen läßt, macht sich dann

bb) mit Lebensmut und Freudigkeit daran mit seinem wenn auch kleinen Loseil zu wirtschaften, um ihn möglichst ausgiebig zu nutzen und einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen.

cc) Das Glück das ihm geworden wird er ruhig genießen und sich hüten es durch gewagte Unternehmungen zu gefährden; in widrigem Geschick wird er sich emsig rühren bis er demselben eine freundlichere Seite abgewonnen hat nach dem Spruch des Theognis:

*οὐ χροὴ κινάλλειν ἀγαθὸν βίον, ἀλλ' ἀτρεμίζειν,
τὸν δὲ κακὸν κινεῖν, ἔστ' ἂν ἐς ὀρθὰ λάβῃς.*

Machte dein Leben sich gut, halt still und rüttle daran nicht!
 Wadriges wälze nur um, bis du es richtig gelegt.

Bgl. auch den Spruch Wilh. v. Humboldts: Der Mensch ist in der Welt, um sich an seinem Schicksal zu versuchen und es zu seinem Heil zu benutzen.

Beharren und Fortschritt.

Alle Bewegungen auf dem Gebiet des geschichtlichen Lebens lassen sich auf zwei tief in der menschlichen Natur liegenden Triebe zurückführen, welche als mächtige Triebfedern in der Geschichte der Menschheit wirken, den Trieb zum Fortschritt und die Neigung zum Beharren. Welches sind die Eigenschaften und Bedürfnisse der menschlichen Natur in welchen diese entgegengesetzten Strebungen wurzeln?

I. Der Trieb zu beharren wurzelt

A) im allgemeinen

1) in der natürlichen Trägheit und Bequemlichkeit des Menschen, der Scheu vor den Anstrengungen welche die Einführung des Neuen und das Einleben in dasselbe erforderte.

2) In der Macht der Gewohnung. Das Alte ist zugleich ein Gewohntes, das mit dem Leben eng verwachsen und für die Behaglichkeit des Lebens unentbehrlich erscheint. Schiller vom Menschen: „Die Gewohnheit nennt er seine Amme.“

3) In den Gesinnungen der Treue und Pietät, weil das Alte ein von den Vorfahren überkommenes ist, das Achtung und Schonung verdient, wie es denn durch langen

Bestand bewährt und geheiligt ist: „Was grau vor alters ist das ist ihm heilig.“ Schiller.

4) Im Rechtsinn, weil das Bestehende das geschichtliche Recht für sich hat und der Umsturz desselben eine Verletzung vieler wohlervorbener Rechte in sich schließt. „Sei im Besitze und Du bist im Recht; und heilig wird's die Menge Dir bewahren.“ Schiller.

5) Im Ordnungssinn, weil die Einführung des Neuen eine Erschütterung der geordneten Zustände mit sich brächte und unordentliche Übergangszustände nicht ausbleiben könnten, bis das Neue sich eingewurzelt hätte.

„Franzium drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Luthertum es gethan, ruhige Bildung zurück.“ Goethe.

6) In historischem Sinn, weil man Einsicht hat in das organische Werden und Wachsen aller geschichtlichen Bewegungen und Bildungen, deren Stetigkeit (Kontinuität) abzureißen uns ein wohlbegründetes Bedenken abhält. Dies die Wurzel der konservativen Gesinnung bei Savigny und der historischen Rechtsschule.

B) Diese allgemeinen Gründe werden bei gewissen Gesellschaftsgruppen noch durch besondere verstärkt:

1) Motive des Eigennutzes. Die bevorrechteten Stände (Adel und Klerus) und die besitzenden Klassen (im 19. Jahrhundert besonders die Großfinanz) widersetzen sich einer Änderung der Verhältnisse bei welcher sie nur verlieren können.

2. Eine durch die berufliche Thätigkeit und Lebensweise hervorgerufene Richtung des Gemüths. Die ackerbauende Bevölkerung, vom Weltgetriebe wenig berührt, mit ihrem engen und gleichförmigen Tagwerk an die Scholle gebunden, kennt ein Bedürfnis der Neuerung nicht.

II. Das Fortschrittsstreben wurzelt

A) im allgemeinen

1) in der Sucht des Menschen nach Abwechslung und Veränderung, welche sich nicht lange bei dem Hergebrachten beruhigt.

2) in dem unruhigen Thatendrang, der immer neuen Wünschen und Hoffnungen Raum giebt und sich immer neue Aufgaben und Ziele steckt. „Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen.“ Schiller.

3) in der zunehmenden Bildung und Einsicht, die in dem Bestehenden Mängel und Unvollkommenheiten entdeckt welche früheren Geschlechtern nicht zum Bewußtsein kamen.

4) in der Entwicklung des Lebens selbst, welches stets neue Verhältnisse und Bedürfnisse schafft welchen die Sitten und Anschauungen, Gesetze und Einrichtungen der alten Zeit nicht mehr entsprechen. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine alte Krankheit fort — Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.“ Goethe.

5) in der Vernunftanlage des Menschen, welche stets neue Ideale hervortreibt welche soann als Sporn wirken die Wirklichkeit nach denselben zu gestalten.

6) in der damit zusammenhängenden Perfektibilität der menschlichen Natur, die sich im Streben nach Vervollkommnung auf allen Gebieten bethätigt. Dieses Streben ist die edelste Mitgift der menschlichen Natur und zugleich eine Lebensbedingung; wo es erlischt tritt nicht nur Stillstand sondern Rückschritt, Stockung (Stagnation) und Tod ein.

B) Zu diesen allgemeinen Gründen kommen bei gewissen Gesellschaftsgruppen noch besondere hinzu:

Strauß, Auffassentwürfe.

1) Die Besitzlosen sind stets das unruhige Element in der Gesellschaft, weil sie bei jeder Veränderung nur gewinnen können;

2) der Bürger d. i. der Kaufmann und der Gewerbetreibende sieht sich schon durch seinen Beruf darauf angewiesen sich jede Neuerung, soweit sie sich als eine Besserung ankündigt, anzueignen; sein Beruf erzieht in ihm einen gewakteren Blick und eine feinere Witterung für die Forderungen der Zeit, auch erzeugt er in ihm eine gewisse geistige Unruhe, die sich bei ihm auf das gesellschaftliche und staatliche Leben überträgt, so daß er es leichter nimmt eine Einrichtung mit der anderen zu vertauschen;

3) der Mann der Wissenschaft, der dem praktischen Leben ferner steht, lebt vielfach in abstrakten Lehren welche sich ihm darstellen als unbedingte Forderungen der Vernunft und deren Verwirklichung er stürmisch anstrebt, ohne den geschichtlichen Bedingungen gebührend Rechnung zu tragen.

III. Folgen und Wirkungen der einseitigen Herrschaft

A) der konservativen Bestrebungen:

1) die Kräfte eines Volkes erschaffen aus Mangel an Übung, weil ihnen kein würdiger Gegenstand an welchem sie sich üben können dargeboten wird;

2) das stehen gebliebene Volk wird mit der Zeit von anderen lebendig fortschreitenden Völkern überholt und diesen zuletzt zur Beute;

3) der Staat wird allmählich zur Mumie erstarren; die niederen Klassen des Volkes werden infolge stehenden Druckes der Versumpfung, die höheren, die sich im sicheren Besitz der Gewalt fühlen, der Korruption verfallen.

B) der fortschrittlichen Bestrebungen:

Ihr einseitiges Vorherrschen läßt 1) keine gesicherten und ruhigen Zustände aufkommen, was lähmend auf alles wirtschaftliche und geistige Leben zurückwirken muß;

2) setzt den Staat beständig der Gefahr aus sich in gewagten Experimenten zu überstürzen und anarchischen Zuständen anheimzufallen in welchen alle Güter des öffentlichen und Privatlebens in Frage gestellt sind;

3) erzeugt ein unruhiges Parteitreiben in welchem die Kräfte eines Volkes fieberhaft abgehetzt sich verhältnismäßig rasch verzehren und aufreiben.

Ein gesundes politisches Leben wird sich nur da entwickeln wo beide wohlbegründeten Triebe zu ihrem Rechte kommen und sich gegenseitig temperieren.

Welche Bedeutung für die Kultur schreibt Schiller in seiner Elegie: „Der Spaziergang“ der Gründung von Städten zu?

I. Im Allgemeinen.

Daß an die Gründung fester Wohnsitze überhaupt und dann wieder der Städte insbesondere sich alle höhere menschliche Kultur knüpft, ist ein Gedanke den Schiller wiederholt in seinen Gedichten ausgesprochen hat. Die nächste Veranlassung zur Gründung fester Ansiedelungen gab der Ackerbau. Mit dem Übergang zum Ackerbau haben die Völker notgedrungen ihr bisheriges nomadisches Leben aufgegeben und sind sesshaft geworden, indem sie zunächst in Dörfern sich zusammengesiedelt haben. Allein der Ackerbau enthält nur die Möglichkeit höherer Kultur-Entwicklung.

Dieselbe kommt doch erst dann in Gang, wenn aus den dörflichen Ansiedelungen sich städtische entwickelt haben. Der Bauer ist gar zu gebunden an die Natur; sein Leben spinnt sich in einer regelmäßig von Jahr zu Jahr sich wiederholenden Thätigkeit gar zu einförmig ab; sein Gesichtskreis bleibt bei dem Mangel allen Verkehrs gar zu eingeschränkt, als daß er in der Lage wäre, eine höhere Kultur zu gewinnen. Erst in der Stadt tritt der Mensch aus jener Abhängigkeit von der Natur, jener Gebundenheit und Unfreiheit seines Zustandes heraus und gelangt dazu die Stoffe und Kräfte der Natur mit völliger Freiheit seinen Zwecken dienstbar zu machen, ihnen eine den Vernunft-Ideen die in ihm liegen entsprechende Form zu geben.

Mit wenigen meisterhaften Strichen zeichnet Schiller das Wesentliche des städtischen Lebens im Unterschied von dem Leben auf dem Land. Auf dem Land lebt der Mensch mit der Natur zusammen, in der Stadt mit dem Menschen. In der Stadt ist der Mensch dem Menschen näher gerückt; er kommt mit seinesgleichen in die vielfachste Berührung. Das Leben lagert darum hier in dem einzelnen eine größere Fülle und Mannigfaltigkeit von Eindrücken ab, so daß sein Geist rascher den Kreis der menschlichen Erscheinungen durchläuft. Hier, wo die Menschen dichter aufeinander sitzen, treten zwei Hebel der Kultur auf welche den Menschen größere Erfolge erreichen lassen: der Wettbewerb (Konkurrenz) auf der einen, die genossenschaftliche Vereinigung (Association) auf der andern Seite. Da gewisse gemeinsame Zwecke und Interessen nur mit vereinigter Kraft gefördert werden können, so knüpfen dieselben ein einigendes Band um die vielen und *es entstehen die Gefühle welche den Menschen über die*

Selbstsucht erheben: Gemeingeist, Anhänglichkeit an den gemeinsamen Boden, Liebe zum Vaterland.

II. Im Besondern.

In der Stadt erst sind die Bedingungen gegeben unter welchen sich entwickelt

1. der staatliche Sinn. Aus der Stadt erwächst der Staat. Schiller zeichnet den entstehenden Staat mit Zügen die dem griechischen Leben entlehnt sind. Indessen hat sein Bild eine allgemeine Bedeutung. Nicht nur im Griechischen sind die Ausdrücke für Stadt und Staat die gleichen (*πόλις πολιτης*), die aus dem Griechischen auch in dem Sprachgebrauch der modernen Völker übergegangen sind („Politik“ u. s. w.); auch das Lateinische stimmt mit dieser Anschauung (*civitas*; französisch *cités*, englisch *city*), auch der Ausdruck unserer Muttersprache „Bürger“ bezeichnet ursprünglich den Bewohner der von bergenden Mauern umgebenen Stadt oder Burg. — In der That waren die Städte in den ältesten Zeiten die politischen Brennpunkte für das ganze umgebende Land. Diese Bedeutung erlangten sie besonders dadurch daß sie

a) Kultusmittelpunkte für ein ganzes Volk oder einen Stamm (so Athen für Attika; Panathenäen); daß sie

b) Ausgangspunkte einer Kolonisation waren durch welche fernen Inseln und Gestaden Civilisation mitgeteilt wurde.

Übrigens sind auch die Städte in der Regel ursprünglich Ackerbaustädte gewesen. Schiller deutet das durch die Götter an die mit ihren Gaben sich in den neugegründeten Städten niederlassen (Pflug; Ölbaum; Traube). Einzelne

begannen auch als Schifferstädte (Anker), andre als Ritterstädte (Kopf). Kybele, die Göttermutter mit der Mauerkrone, steht als mythologischer Ausdruck der ummauerten Städte-Anlage selbst; denn die schützende Ringmauer ist das bezeichnende Merkmal der Stadt, wodurch sie sich von den offenen Flecken unterscheidet.

In den Städten sucht der erwachende staatliche Sinn die nächsten Aufgaben des Staates zu lösen, indem er den Bürgern Rechtsschutz im Innern und Waffenschutz nach außen bietet, ersteres durch Gesetze und Gerichte, letzteres durch Wehrhaftmachung des Volks. Der Dichter verweilt bei dem erhebenden Schauspiel eines Bürgerheers das für Weib und Kind und Heimatgötter begeistert in den Kampf zieht und sein Leben läßt als der höchsten Probe der Macht der Vaterlandsliebe und staatlichen Disziplin, die im einzelnen den egoistischen Trieb der Selbsterhaltung überwindet.

2. Durch unparteiische Rechtsprechung im Innern und tapfere Verteidigung nach außen giebt der Staat seinen Angehörigen das Gefühl der Sicherheit des erworbenen Eigentums und dieses Gefühl wirkt in denselben als Sporn zum Erwerb und ermuntert den Gewerbefleiß. Die Ackerbaustadt wird zur Industriestadt. Verschiedene Gewerbe werden uns lebendig vergegenwärtigt; wir sehen wie das Schilfrohr des Stroms, das Stammholz der Waldungen, die Quadern des Steinbruchs, die Metalle in dem Bergschacht gewonnen werden als Stoffe welche nun für menschliche Bedürfnisse verarbeitet werden. Von den diese Stoffe verarbeitenden Gewerben nennt der Dichter die *Schmiedekunst*, welche bekanntlich einen großen Fortschritt der *Civilisation* bezeichnet, sofern sie vollkommeneren Werkzeuge und *eine würdigere Wohnung* des Menschen ermöglicht, ferner die

Spinnerei und Weberei, welche den Menschen mit verfeinerten Bekleidungsstoffen versorgt.

3. Die Industrie hat im Gefolge den Handel, der die überschüssigen Gewerbserzeugnisse an fremde Völker absetzt, um von ihnen dafür die Naturprodukte fremder Zonen, die Kunstserzeugnisse ausländischer Industrie einzutauschen. Die Industriestadt wird zugleich Kauf- und Handelsstadt. Der Handel, der einen großartigen Völkerverkehr und Güteraustausch vermittelt und große Reichtümer, Mittel zur Verfeinerung des menschlichen Daseins und zu erhöhtem Lebensgenuß, in einer Stadt aufstapelt, muß als einer der wichtigsten Hebel der fortschreitenden Civilisation betrachtet werden. Es entspricht nur der Bedeutung des Handels, wenn das belebte Bild eines Handelsplatzes mit besonderer Ausführlichkeit entfaltet wird.

4. In der durch Gewerbe und Handel geschaffenen Fülle der materiellen Mittel erwacht, nachdem die nächsten Bedürfnisse des Lebens befriedigt sind, der Sinn für feinere Genüsse. Falls nur die schöpferischen Talente nicht ausbleiben, sind die Bedingungen vorhanden zur Blüte der schönen Kunst, deren Zweck nach Schiller ist Vergnügen auszuspenden, glücklich zu machen. Treffend werden die Künste als die göttlichen Kinder bezeichnet welche das Talent zum Vater, das Glück zur Mutter, die Freiheit zur Amme haben. Aus der Reihe derselben werden hervorgehoben die Bildhauerei und Baukunst als diejenigen welche mit ihren Schöpfungen, den an Straßen und auf Märkten stehenden Bildsäulen und Tempeln und den Brücken über den Strom, am meisten sinnfällig in die Öffentlichkeit treten und das Gesamtbild der Stadt bestimmen.

5. Der Aufschwung der Künste ist regelmäßig auch mit

einem Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens verbunden. Die Wissenschaft tritt auf als die jüngste Frucht der städtischen Kultur mit ihrem Bestreben die mannigfachen Erscheinungen der Natur auf feste Gesetze zurückzuführen. Von den Wissenschaften nennt der Dichter diejenigen welche der Technik dienen und mit dem aufblühenden Gewerbe in der nächsten Beziehung stehen: die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, Geometrie, Chemie, Physik. Der andere große Zweig der wissenschaftlichen Forschung, die Geschichtswissenschaft, ist in der Schrift angedeutet, welche den Gedanken früherer Jahrhunderte der späten Nachwelt erhält.

6. Die Wissenschaft ihrerseits verscheucht den Wahn und Aberglauben einer finsternen Zeit und bringt die Befreiung des Geistes, die Aufklärung. An sich ein hohes Gut, sofern in ihr allein die in dem Menschen angelegte Vernunft sich befriedigt, aber freilich auch eine schwere Gefahr, sofern sie auch die sinnliche Begierde und die Selbstsucht von wohlthätigen Schranken befreit.

7. So werden nun gerade die Städte die Sitze jener Ausartung der Kultur, bei welcher der Egoismus, frei von den Zügeln welche Religion und Gewissen ihm bisher angelegt, zucht- und schrankenlos waltet und aus Staat und Gesellschaft Wahrheit und Treue völlig verschwindet, während konventionelle Formen und Sitten heuchlerisch noch die Tugenden vorspiegeln die den Staat sonst gebildet und erhalten haben aber längst untergegangen sind. Dieser hohle Zustand muß über kurz oder lang einer gewaltsamen Reaktion der beleidigten Natur erliegen, da der Mensch die Unnatur nicht auf die Dauer erträgt. Die Revolution ist der Versuch durch gewaltsame Umwälzung, wobei die Stadt

der Zerstörung anheimfällt, die verlorene Natur wiederherzustellen. Die Büge zu diesem Nachtbild entnimmt der Dichter dem großen Ereignis seiner Zeit, der französischen Staatsumwälzung.

Damit hat das städtische Leben und die städtische Kultur einen förmlichen Kreislauf durchmessen. Der Endpunkt der Entwicklung fällt mit dem Anfang zusammen. Von der Natur ist sie ausgegangen, zur Natur führt sie auf weitem Umweg zurück. Die städtische Kultur ist der Natur gegenüber nur eine Episode. Wie die Natur das erste war, wird sie auch das letzte sein. Glücklich der Mensch der aus den Verirrungen und Leiden der Kultur selbständig den Weg zu der ewig sich gleichen Natur findet, um an ihrer unwandelbaren Gesetzmäßigkeit und unerschöpflichen Lebensfülle sich wiederherzustellen.

Der Krieg in seinem Verhältnis zur Kultur.

Daß der Krieg ein Massenmord und daher die Abschaffung desselben eine Forderung der Menschlichkeit und fortschreitenden Bildung sei, ist nachgerade ein Gemeinplatz geworden. Schwieriger ist es die geschichtliche Notwendigkeit des Krieges und dessen Bedeutung für das Leben der Völker und für den Fortschritt der Kultur zu erkennen. Es giebt schädliche, aber auch heilsame Kriege; es giebt Kriege welche ein Volk in Ohnmacht zurückgeworfen und seine Kultur zerstört haben, aber auch Kriege die die Volkskräfte entfesselt haben und die mächtigsten Hebel für politischen *Aufschwung eines Volkes*, für *Steigerung oder Verbreitung der Kultur* geworden sind. Ganz so wie auch der Frieden

in doppelter Richtung wirken kann. Im Frieden gedeihen alle Segnungen und Güter der Kultur, da er einem Volk gestattet alle seine Kräfte der friedlichen Arbeit, der Erzeugung dieser Güter zuzuwenden; der Frieden kann aber auch die sittliche Kraft in einem Volke einrosten lassen, sofern er zu Müßigliegen, Wohlleben und Erschlaffung führt. Wollte man nun aber diejenigen Kriege die eine Hebung und diejenigen welche ein Sinken der Völker herbeigeführt haben mit gewissen Gattungen von Kriegen ohne weiteres identifizieren, so würde man sich mit unzähligen Thatfachen der Geschichte in offenen Widerspruch setzen. Man ist z. B. geneigt Eroberungskriegen eine ungünstige Wirkung zuzutrauen. Es giebt aber Eroberungskriege die in hohem Grad kulturfördernd gewirkt haben.

A) Am tiefsten stehen

1) die Massenkriege, in welchen es, ähnlich wie auf der tierischen Daseinstufe, auf Vernichtung des Gegners abgesehen ist; diesen zunächst stehen

2) die Raubkriege wilder Völker, welche nur den tierischen Instinkten entspringen und nichts als Verheerung stiften können. Aber auch solche Raubkriege wie sie Ludwig XIV. aus dynastischem Ehrgeiz gegen Deutschland, die Römer seit 200 v. Chr. aus Herrschsucht gegen die hellenistischen Reiche des Orients geführt haben, entbehren der idealen Triebfeder, schädigen die öffentliche Moral und gefährden den gesunden Bestand eines Volkes und Staates. Aus gleich unedlen Antrieben entstehen

3) die Rachekriege, welche die möglichste Schädigung des Gegners bezwecken.

B) Dagegen haben Freiheitskriege, welche ein Volk zur Abwehr fremder Angriffe und zur Behauptung

seiner Selbständigkeit aufnimmt, meist einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt. So 1) die erfolgreichen Freiheitskriege, die Perserkriege der Griechen, der Freiheitskrieg der Niederländer gegen die spanische Regierung, der Befreiungskrieg der Deutschen gegen Napoleon in den Jahren 1813 bis 1815. Woher diese Wirkung? Das zur Behauptung seiner Freiheit in den Kampf ziehende Volk ist erfüllt von dem lebhaften Gefühl für den Wert der verlorenen oder gefährdeten Güter, Freiheit, Volkstum, Glauben und Vaterland; es ist zugleich in der gehobenen ernststen Stimmung welche das Bewußtsein der gerechten Sache verleiht (Körner: „Es ist kein Krieg von dem die Kronen wissen; es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg“). Die Aufrüttelung der heiligsten Gefühle, die starke Belebung des Gemeinnes und der opferwilligen Hingabe an das Allgemeine, sowie des Gefühls der Zusammengehörigkeit, das aus dem Bewußtsein der gemeinsam bestandenen Gefahr seine kräftigste Nahrung zieht, pflegt auch nach wiederhergestelltem Frieden nachzuwirken und auch der friedlichen Thätigkeit des Volkes Schwung und Größe mitzuteilen. Für Griechen und Niederländer beginnen mit ihrem erfolgreich durchgeführten Freiheitskrieg Perioden eines großartigen Aufschwungs auf dem Gebiet des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens und wir Deutschen sind um die volle Frucht unserer Freiheitskriege nur durch den Unverstand kurzfristiger Regierungen betrogen worden.

2) Selbst bei unglücklichem Ausgang hat der Kampf um die Freiheit und das Vaterland seinen Segen: er führt eine sittliche Erhebung des Volkes herbei, verkündet noch dessen Untergang und sichert ihm die bewun-

bernde Teilnahme aller gebildeten Völker. Aus diesem Gesichtspunkt beurteile man die Kriegspolitik des Demosthenes in Athen und den Verzweiflungskampf der Polen gegen die Russen.

C) Unter den Eroberungskriegen besteht hinsichtlich ihrer Wirkungen wieder ein bedeutender Unterschied entsprechend dem sittlichen Wert der in ihnen vorherrschenden Beweggründe.

1) Ruhm ist immerhin ein edleres Ziel als Raub, Begierde nach Ruhm ein vornehmeres Motiv als Ländergier: ein Krieg in welchem ein Volk oder Heer durch eine gewaltige Persönlichkeit für den Ruhm begeistert erscheint steht in seinen Rückwirkungen auf das Volk gewiß über dem bloßen Raubkrieg.

a) So verstand es Napoleon I. — wie im Altertum Hannibal — seinen Truppen die Begeisterung für seine Person und den militärischen Ruhm einzuhauchen, welche vielfach den Mangel idealerer Ziele ersetzte. (Doch ist nicht zu übersehen, daß sich die Streiter Napoleons in den vier ersten Koalitionskriegen als Vorkämpfer einer vorgeschrittenen Staats- und Gesellschaftsordnung, die auf dem republikanischen Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger aufgebaut war, fühlten und fühlen durften gegenüber dem abgestandenen feudalen System des monarchischen Europa.)

b) Der Ruhm des Vaterlandes war die mächtige Triebfeder welche die Römer in ihren Kämpfen leitete, sie mit patriotischem Hochgefühl erfüllte und kriegerische Tugenden großzog, die den römischen Staat nach außen *noch lange groß erhalten haben*, nachdem ihm im Innern — *mit der Freiheit* — das Herzblatt ausgebrochen war.

2. Noch wohlthätigere Wirkungen werden sich bei einem Krieg herausstellen, wenn in demselben höhere Bildungsinteressen im Spiel sind; Kriege die zur Verbreitung einer überlegenen Kultur unternommen werden sind die eigentlich weltgeschichtlichen Kriege und bilden hinsichtlich ihrer weitreichenden Folgen die wichtigsten Thatsachen der Menschengeschichte.

a) Dahin gehören Alexanders Eroberungszug gegen Persien, durch welchen die hochgetriebene hellenische Kultur nach der Osthälfte des damals bekannten Erdkreises verpflanzt, das dortige Völkerleben verjüngt und auf Jahrtausende bestimmt worden ist.

b) Cäsars Eroberungszug in Gallien, durch welchen die römische Kultur auf den keltischen Stamm gepropft und damit zu der romanisch-französischen Nationalität, diesem wichtigen Faktor der neueren europäischen Geschichte, der Grund gelegt worden ist.

c) Die Kriege Karls des Großen gegen die Sachsen und andere deutsche Stämme, durch welche diese dem großen deutschen Universalreich einverleibt und damit eine gemeinsame Geschichte und ungetrennte Entwicklung der deutschen Stämme des Festlandes gesichert worden ist.

d) Die Kriege Friedrichs des Großen um Schlessien gegen Oesterreich, welche dem protestantischen und rein deutschen Staat Preußen in Deutschland gegen den gemischten, überwiegend nicht-deutschen Staat Oestreich Raum und ihm zugleich eine lebensfähige Gestalt gegeben haben, in welcher er stark genug war die Interessen des deutschen Volkes gegen die undeutsche Staatskunst des Hauses Habsburg wahrzunehmen.

Hier ist es das mehr oder minder klare Bewußtsein einer weltgeschichtlichen Sendung, das Bestreben eine höhere Kultur auf ein niedriger stehendes Volk zu übertragen, beziehungsweise auf breitere Grundlagen zu stellen was dem Krieg eine wohlthätige Wirkung sichert.

3. Als spezielle Art kulturfördernder Kriege ist noch der Krieg zur Ausbreitung eines religiösen Glaubens hervorzuheben. Auch hier liegen dem Kampf höhere Interessen des Geistes zu Grund, welche egoistische Triebfedern beschränken und eine ideale Gemütshebung herbeiführen.

a) Unter diesen Gesichtspunkt können die Kriege Karls gegen die Sachsen gestellt werden; hierher gehören

b) die Kriege der Araber im 7. und 8. Jahrhundert zur Ausbreitung des Islam, in welchen dieses bisher unbekannte Volk plötzlich in den Vordergrund der Geschichte tritt und zu einem Kulturvolk reift das weit- hin die schon abgestorbenen Völker neu belebt und einer höheren Bildungsstufe entgegenschleift;

c) die Kreuzzüge der Christen, für die abendländischen Völker des Mittelalters die Schule in welcher ihr rauher kriegerischer Heldengeist durch religiöse Antriebe und ideale Bestrebungen sich läuterte und seine höchsten Ideale (Rittertum u. s. w.) gewann und das Abendland überhaupt durch regen Austausch von Gütern und Ideen mit dem Morgenland in seiner Kultur sich hob.

D) Dagegen haben meist zum Verfall einer Nation beigetragen die inneren oder Bürgerkriege, mögen sie nun

1) zwischen den Stämmen einer und derselben Nation geführt worden sein wie der peloponnesische

Krieg zwischen dem jonischen und dem dorischen Stamm der Griechen; oder

2) zwischen politischen oder religiösen Parteien eines und desselben Staates, wie die Bürgerkriege im letzten Jahrhundert der römischen Republik zwischen den Häuptern der oligarchischen und der demokratischen Partei und der 30jährige Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Ständen des deutschen Reichs.

Solche Kriege zerstören das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit welches die Stärke eines Volkes bedingt und entfesseln und autorisieren alle schlimmen Leidenschaften (Parteihaß, religiösen Fanatismus), gegen welche die Rücksichten der Humanität und des Patriotismus zurücktreten. Sie haben daher meist eine tiefe Schädigung der Bürgertugend und des vaterländischen Sinnes, die Zerstörung der öffentlichen Moral und die Verwilderung der Gemüter zu Folge (s. Thukyd. III, 82 ff.). — Aber auch unter den Bürgerkriegen sind

3) die Revolutionskriege welche von zukunftsreichen Gedanken getragen oder für heilige Güter und Rechte durchgeföhrt worden sind von großartigen Wirkungen begleitet.

So wenn a) ein freiheitliebendes Volk sich wie ein Mann erhebt gegen die Zwingherrschaft eines Despoten (Schiller: „Eine Grenze hat Tyrannenmacht: wenn der Gedrückte nirgend Recht kann finden, greift er getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ew'gen Rechte“). Oder b) wenn unterdrückte Klassen für ihre Menschenrechte, für Gewissensfreiheit, für Teilnahme an der Staatsverwaltung oder eine würdigere gesellschaftliche Stellung gegen die gemeinschädliche Herrschaft eines Standes, dessen Stellung nur

auf Ausbeutung anderer beruht, in die Waffen treten. Bürgerkriege in welchen solche Existenzfragen gelöst werden werden meist einen wilden und blutigen Charakter annehmen, können aber zu großartiger Entfesselung der Volkskraft führen. Wenigstens sind sowohl die Engländer als die Franzosen bei dem Abschluß ihrer großen Revolution durch Cromwell und Napoleon (1643 und 1789) in eine Periode der glänzendsten Thätigkeit und Machtentfaltung nach außen eingetreten.

Ergebnis: Mag der Krieg im einzelnen noch so viel Menschenglück und Wohlstand vernichten: im großen und ganzen wirkt er nicht bloß zerstörend sondern auch aufbauend und belebend wie in der Natur das Gewitter und zwar in dem Maß als in demselben ideale Triebfedern mitwirken. In einzelnen Fällen bewährt sich der Krieg geradezu als einer der mächtigsten weltgeschichtlichen Hebel „als Bewegener des Menschengeschicks“. Darum kann man den Krieg aus der Geschichte nicht wegdenken und abschaffen läßt er sich schon deswegen nicht, weil die Rechtshändel der Völker sich ihrer Natur nach schließlich immer zu Machtfragen zu spitzen die nur mit dem Schwert zu entscheiden sind.

Der bahnbrechende Genius nach dem Gedicht Goethes: „Mahomets Gefang“.

Das Goethesche Gedicht, ein Hymnus der ursprünglich dazu bestimmt war in ein Drama dessen Held der Stifter des Islam werden sollte eingelegt zu werden, feiert unter dem Bild eines von kleinen Anfängen aus allmählich wach-

senden, alle Gewässer des Landes in seinem Bett sammeln und dem Ocean zuführenden Stromes die Sendung des schöpferischen, insbesondere religiösen Genius, der dem Leben ganzer Völker und ihrer geistigen Entwicklung erlösend Bahn bricht und sie befähigt die Wiedervereinigung mit ihrem göttlichen Ursprung zu erreichen.

I. Vorbereitung und Schulung für seinen Beruf. B. 1—27.

1. Die Quelle und Geburtsstätte des Alpenstroms. Dem genialen Kind hat die Natur schon eine ungewöhnliche Ausstattung in die Wiege gelegt. Lauterkeit und Freudigkeit, die Zeichen geistiger Vollkraft und Gesundheit und des inneren Seelenabels, sind die echten Stempel des Genius (B. 1—3).

2. Das früheste stille Wachstum des Genies steht unter besonderer providentieller Leitung. (B. 4—8.) In den frühesten Kinderjahren, in welchen der jugendliche Geist sich durch eine Menge zarter Eindrücke geheimnisvoll befruchtet und oft fürs ganze Leben seine Richtung empfängt, muß das Genie, das zum Heil der Menschheit sich entwickeln soll, eine besondere Gunst des Schicksals erfahren: es muß aufwachsen

a) „über Wolken“ d. h. in stiller Abgeschlossenheit, in einer reinen geistigen Atmosphäre, über dem niederen Dunstkreis, fern von den trübenden Einflüssen der Welt;

b) von „guten Geistern“ genährt, d. h. in einer Umgebung aus welcher ihm nur wohlthätige Eindrücke entgegenkommen, die ihm gesunde Geistesnahrung zuführen, sein geistiges Wachstum fördern;

c) „zwischen Klippen im Gebüsch“; d. h. ohne übrigens eine Verzärtelung zu erfahren: eine hartgehaltene Jugend

Straub, Kuffagentwürfe.

muß den Knaben kräftigen für die anstrengenden Aufgaben, die seiner warten.

3. Die Jünglingsjahre. Der Bergstrom, Raßladen bildend, im Hochgebirge und auf dem Gang durchs Hochthal d. i. die sprudelnde Jugend und das erste Wirken des Genius.

a) Seine Stimmung und Gemüthsverfassung ist charakterisirt durch jugendliche Frische und Lebensmut als die bezeichnende Eigenschaft einer gesunden, tüchtig angelegten und kraftbewußten Natur („jünglingfrisch — tanzt — jauchzt — jagt“). Dabei ist er ideal gerichtet — seinem himmlischen Ursprung zu — („jauchzet nach dem Himmel“) (B. 8—12).

b) Erste Kraftäußerungen (B. 13—17): Er übt eine Kraft noch in den Spielen der Jugend, welche aber bereits seinen künftigen Beruf erkennen lassen; und schon in ihnen bewährt er seinen Altersgenossen gegenüber eine Überlegenheit welcher sich diese willig unterordnen. Ungesucht fällt ihm die Führerschaft zu.

c) Erste Wirkungen (B. 18—21): er treibt Blumen hervor und tränkt die Wiese d. h. wo er länger weilt und wo man seinen Wirkungen stille hält wirkt er anregend, erquickend und befruchtend. Seine ersten Schöpfungen sind Blumen, denen aber auch schon nährende Erzeugnisse (Graswuchs) sich beigesellen.

d) Erste Versuchungen die an ihn herantreten:

a) Verwandte schöne Seelen, die er angezogen, suchen in selbstsüchtiger Liebe ihn in engeren Kreisen festzuhalten: Gerade ein idyllisch umfriedeter, durch die Liebe verschönerter Kreis des Lebens wirkt auf den warm empfindenden Genius mit bestrickendem Reiz (B. 22—25).

β) Aber er im Gefühl seiner höheren Bestimmung widersteht diesen Lockungen und strebt auch auf scheinbaren Umwegen, Hindernisse umgehend, rechts und links in gewaltigen Bögen reiche Einbrüche mit sich nehmend, in stolzen Serpentinaen („schlangewandelnd“) seinem größeren Arbeitsfelde („nach der Ebene“) zu (B. 26. 27).

II. Die Mission des Genius B. 28—49.

1. Man beginnt in den nächsten Kreisen seine hohe Bestimmung zu ahnen; untergeordnete Kräfte („Bäche“) schließen sich seinen Bestrebungen mitwirkend an (B. 28. 29).

2. So verstärkt, tritt er in die Öffentlichkeit hinaus. Eine glänzende Erscheinung, zieht er sofort die Augen seines Volkes auf sich, auf welches zugleich von diesem seinem großen Sohne heller Glanz zurückfällt (B. 29—31).

3. Bald richten sich auf ihn die Hoffnungen aller; er erscheint als der erwartete Messias, der Mittler und Erlöser. Von allen Seiten ergeht der Ruf an ihn die schwächeren Geister auf seine Fittige zu nehmen, um sie aus den Banden des Gemeinen zu erlösen und ihrer ewigen Bestimmung entgegenzuführen. Die Flüsse, die selbständig den Weg ins Meer nicht finden würden, sind die schwächeren Geister, die mit eigener Kraft die Vereinigung mit Gott, ihrem Urquell, nicht erreichen würden (B. 32—59). Die Notlage derselben ist dreifacher Art:

a) Bei den einen werden die höheren Geisteskräfte vom Sand der Erde aufgesogen d. h. das Geistesleben verkümmert, weil es zerstreut und zersplittert wird durch eine Menge unwürdiger auf das äußere Leben sich beziehender Beschäftigungen (B. 42. 43).

b) Bei andern werden die höheren Geisteskräfte vom

Brand der Sonne ausgetrocknet d. h. der Geist reißt sich auf im Kampf mit der heißen Not des Lebens, seine Kraft ist durch Schicksalsschläge gebrochen (B. 43. 44).

o) Bei einer dritten Klasse ist die geistige Entwicklung durch unüberwindliche, sich in den Weg stellende Hindernisse gehemmt ins Stocken gekommen und mit Versumpfung (Stagnation) bedroht (B. 44. 45).

Alle diese schwächeren Geister verlangen vom Genius die Erlösung aus dem Banne, aus welchem sie sich selbst nicht befreien können (B. 45—48).

4. Der Genius nimmt alle diese Erlösungsbedürftigen in die Gemeinschaft seines Lebens (sein Strombett) auf und wird ihnen so zum Mittler, der ihr stockendes Leben in Fluß bringt und sie ihrem ewigen Ziel entgegenführt (B. 49).

III. Ergebnisse. B. 50—68.

1. Durch den immerfort sich mehrenden Anhang, der dem Genius zufällt zum erobernden Stammes- und Volkshaupt geworden (B. 50—52) beginnt er nun sein weltumgestaltendes Wirken:

a) „Er gibt Ländern Namen [vgl. Ägypten von dem Fluß *Αἴγυπτος* = Nil; Indien vom Indus; Mesopotamien]; „Städte werden unter seinem Fuß“ [so Theben und Memphis in Ägypten; Ninive, Babylon, später Seleucia, Bagdad und Bassora am Euphrat]. An seinen Ufern siedelt eine neue glänzende Kultur sich an mit zahlreichen Prachtbauten an Tempeln („Flammengipfel“) und Palästen („Marmorhäuser“); d. h. der Genius drückt ganzen Nationen ein verändertes Gepräge, das seines eigenen Geistes, auf und der von ihm gestiftete Glaube ist die Quelle einer eigentümlichen geistigen Kultur (B. 53—59).

b) „Gedernhäuser trägt der Atlas“ (d. i. im Bild

der Strom, in der Anwendung der Genius, der gleich jenem Titanen eine ganze Welt auf seinen Schultern trägt): Der Strom wird zugleich eine großartige Verkehrsstraße, auf welcher sich Tausende von besagten Schiffen begegnen und die Schätze entfernter Länder gegeneinander austauschen d. h. durch eine neue Religion kommt ein neuer Zug von Ideen unter die Völker, welche den kostbarsten Schatz derselben bilden, Kunst und Wissenschaft beschäftigen und zugleich großartige Zeugnisse sind für die geistige Macht des religiösen Genius und die reiche Triebkraft der von ihm gepflanzten Religion (V. 60—64).

2. In so großartiger Weise vollbringt der gottgeborene Genius seine große Mission der Gottheit die nach ihr verlangende Menschheit zuzuführen. Der Strom trägt die ihm anvertrauten Brüder (= die Gewässer des Stromsystems), Schätze (= die Güter, die er in den Schiffen auf seinen Wellen trägt), Kinder (= die Völker, die ihm ihr ganzes Dasein verdanken) freudebrausend in den Ocean d. h. wenn nun der Genius nach vollbrachtem Lebenswerk wieder in den Schoß der Gottheit zurückkehrt, so kommt er nicht allein sondern bringt in freudigem Hochgefühl ganze Völker mit, welche sich seiner Führung anvertraut haben, und reiche Schöpfungen der Kultur, die er zum Preise der Gottheit ins Leben gerufen hat (V. 65—68).

Welche Lehren enthält die Goethesche Ballade:
„Der Zauberlehrling“?

Den Stoff schöpfte Goethe aus Lucians Lügenfreund C. 34—36. Bei Lucian heißt der Meister Pankrates und

ist ein gelehrter ägyptischer Magier aus Memphis; das seltsame Abenteuer wird von einem abergläubischen Menschen, der vorübergehend die Bekanntschaft des Pankrates gemacht hat, als etwas das ihm selbst begegnet sei erzählt, um zu beweisen, daß an der Magie etwas sei. Eine schale Erzählung, die Goethe dichterisch vertieft und zum Ausdruck höherer Gedanken umgestaltet dadurch daß er aus dem Bekannten des Zauberers einen Schüler desselben macht und nun typisch den Gegensatz von Schüler und Meister zeichnet.

Inhalt des Gedichts.

Der Schüler möchte es gerne dem Meister gleichthun (B. 1. 2); er hat sich die Beschwörungsformel gemerkt, mit der er nun die Geister in Abwesenheit des Meisters für seinen Dienst aufzurufen sich vermißt (B. 3—28); aber der unreife Versuch kommt ihm teuer zu stehen: Nur kurze Zeit genießt er die Befriedigung, nun auch einmal über die Geister zu gebieten (29—40). Bald macht er die trostlose Entdeckung, daß er zwar die Geister aufregen konnte, aber sie nicht mehr zu bändigen und zu beruhigen vermag. Die entfesselten Zaubergeister folgen in ihrem Walten unerbittlich ihren eigenen Gesetzen, taub gegen die ängstlichen Klagen und frommen Wünsche des Schülers (41—50), taub gegen sein beschwichtigendes Zureden und sein erbittertes Schelten und Drohen (51—64); und das gewaltsame Dreinschlagen, zu welchem er sich zuletzt in der Not entschließt, macht das Uebel nur schlimmer (65—84). Zum Entsetzen des Schülers haben die unheimlich geschäftigen Geister inzwischen immer höhnerische und satanischere Züge angenommen (vgl. 54. 56. 57), wie auch das Unheil das sie anrichten immer größere *Verhältnisse* annimmt (85—87). Nachdem der Lehrling das

Gefühl seiner Ohnmacht und Hilflosigkeit bis zur Verzweiflung durchgekostet, erscheint noch rechtzeitig zu seiner Rettung der Meister, der mit der mächtigen Formel: *Seid's gewesen!* die zum Verderben sich tummelnden Gespenster wieder in die Ecke verweist (88—98).

Der Wert des Gedichtes liegt — abgesehen von der lebendigen dramatischen Gestaltung der Scene — in den außerordentlich wahren Gedanken die in demselben anklängen. Solche Gedanken die das Gedicht anregt sind:

1. Geister zu erregen ist ein Leichtes; die Formel dafür kann auch der Schüler finden. Um aber die erregten Geister wieder zu bannen, bedarf es des Meisters.

2. Was der Schüler auf eigene Hand schafft ist eitel Pfuscherei, weil er nur einen Teil des Handwerks inne hat; nur der Meister, der das Ganze seiner Kunst übersieht, ist jeder Aufgabe gewachsen.

3. Den Meister kennzeichnet überlegene Ruhe und kaltblütige Fassung auch unvorhergesehenen Zwischenfällen gegenüber (eine Haltung die aus dem Bewußtsein fließt über die bannende Formel zu verfügen), während der Schüler haltlos und aufgeregert hin und her schwankt, bei einem einzelnen Erfolg sich in eitler Selbstgefälligkeit bläht, bei einer unglücklichen Wendung aber sich sofort verblüffen läßt, sich hilflos findet und fassungsloser Verzweiflung anheimfällt.

4. Vom Lehrling ist Beschwörung der Geister ein sträflicher Vorwitz, wodurch er nur Unheil und Verheerung anrichtet; Geister zu wecken ist ein Vorrecht das dem Meister vorbehalten bleiben muß, weil nur er ihre blinden Kräfte zu leiten und höheren Zwecken dienstbar zu machen weiß.

5. Von einem andern als dem Meister gerufen, erweisen sich die unheimlichen, sonst in der Erde schlafenden Geister als dämonische, zerstörend wirkende Kräfte, welche leicht der ungeübten Hand dessen der sie geweckt entschlüpfen, ihm über den Kopf wachsen und ihn in den Abgrund ziehen.

Solche dämonischen Kräfte sind z. B. die Elemente, welche „hassen das Gebild der Menschenhand“; besonders aber die Leidenschaften der Massen, welche z. B. im Krieg und in der Revolution durch unvorsichtiges Hezen aufgeregt werden und zuletzt den Hezer selbst verderben. Lehrreich ist in dieser Beziehung besonders die französische Revolution, welche alle ihre Urheber und Helden (die Girondisten, Danton, Robespierre) der Reihe nach verschlang, bis ihr in Napoleon der Meister erstand, der die Zauberformel besaß sie zu bändigen und unschädlich zu machen.

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

(Lucan. Pharsal).

Die Frage welche den Cato und seine Zeitgenossen beschäftigte, ob die Zukunft Roms der (oligarchischen) Republik oder der (demokratischen) Monarchie gehöre, war durch die Schlachten bei Pharsalus (im Jahre 48 v. Chr.) und bei Thapsus (46) entschieden. An diese Schlachten hatten beide Teile als an ein Gottesurteil appelliert. Die Götter hatten zu Gunsten Cäsars gesprochen. So mußte wenigstens jeder annehmen der an ein Walten Gottes in der Geschichte d. h. an eine providentielle Weltleitung oder, was das gleiche bedeutet, an einen vernünftigen Lauf der menschlichen

Geschichte glaubte. Der Spruch der Weltgeschichte, welche das Weltgericht ist, hatte die Republik gerichtet; ihre Zeit war abgelaufen, sie hatte sich überlebt, der fortschreitende Geist der Weltgeschichte war über sie hinweg geschritten.

Nur Cato beruhigt sich nicht bei diesem Ergebnis; er unterwirft sich der neuen monarchischen Ordnung die im Anzug ist und der die Götter durch den Ausgang des Krieges recht gegeben haben nicht; er verschmäh't es mit der siegenden Sache sich abzufinden und auf die neue Ara, die seinen Idealen widerspricht, sich einzurichten; er zieht es vor mit der untergehenden Sache, die er für die bessere hält, unterzugehen und giebt sich selbst den Tod.

Es ist der berühmteste und charaktervollste Selbstmord der Weltgeschichte. Cato ist gefallen als der erhabene Märtyrer seiner republikanischen Überzeugung. Freiheit gilt ihm mehr als das Leben; ein Leben ohne Freiheit erscheint ihm nicht lebenswert; vor die Wahl gestellt, ob er die Freiheit oder das Leben lassen will, zieht er es vor dem Leben zu entsagen.

I. Gewiß ist die Gesinnung aus welcher diese That hervorgegangen höchst achtungswert. Es sind immer schwache unselbständige Geister welche vor dem Erfolg sich beugen und niederwerfen, sich der siegenden Sache zuwenden, ihr Mäntelchen nach dem Winde des Glückes hängen.

1) Gesinnungslos und feig ist der Mensch der seine Überzeugung verleugnet und seinen Glauben wechselt, wenn damit kein Glück mehr zu machen ist. Achtungswert, unter Umständen erhaben steht dagegen der Mann da der sich in seiner Überzeugung nicht durch den äußeren Erfolg oder Mißerfolg bestimmen läßt, der auch den Entscheidungen der Geschichte zum Trotz unberührt an dem für wahr und gut Erkannten festhält.

2) Oft ist diese Entscheidung keine endgültige; die heute unterlegene Sache kann sich aus ihrem Fall morgen wieder erheben. Ehre dem Mutigen der im Schiffbruch seiner Ideale nicht verzweifelt, der auch in trostloser Gegenwart den Glauben an die bessere Zukunft festhält und an Herbeiführung derselben zu arbeiten nicht müde wird!

3) Aber auch wenn eine heilige Sache für verloren gegeben werden muß, erfordert es unter Umständen die Ehre unter der Fahne zu sterben die man im Leben hochgehalten. Ein solches Martyrium ist nicht vergeblich; es hinterläßt, wie eben das Beispiel Catos zeigt, einen auf die spätesten Geschlechter fortwirkenden großartigen moralischen Eindruck.

II. Aber freilich hat dieser Grundsatz von seiner Überzeugung nicht zu lassen auch wenn ihr der Lauf der Geschichte unrecht gegeben hat auch seine bedenklichen Seiten und kann in Verblendung ausarten.

1) Es kann dem Mann keine Schande bringen von der Geschichte zu lernen und an ihr seine Anschauungen zu berichtigen.

2) Wer das verschmäht, wer gegen die offenbaren Lehren der Geschichte sich verstockt, starrsinnig an verlebten Anschauungen festhält und eine verlorene Sache zu verfechten fortfährt der schließt sich von jedem lebendigen und ersprißlichen Wirken auf seine Gegenwart aus und verdammt sich selbst zu der unerquicklichen Rolle des grollenden Beiseitestehens und des unfruchtbaren Widerspruchs.

Welche Ähnlichkeit besteht zwischen dem peloponnesischen und dem dreißigjährigen Krieg?

Die nächstliegende Ähnlichkeit liegt 1) in der ungewöhnlich langen Dauer beider Kriege; 2) in dem Charakter eines Bruderkrieges, in welchem beidemale eine seit lange bestehende Spannung zwischen zwei feindlichen Parteien sich entlädt und eine das ganze Leben des Volkes aufregende Streitfrage zu einem gewaltsamen Austrag kommt; 3) in der unheilvollen Wirkung beider Kriege.

Doch besteht auch Ähnlichkeit

I. hinsichtlich der Gründe beider Kriege.

1. Der Anlaß beidemale geringfügig, örtlich beschränkter Natur, spielend an einer entlegenen Stelle des griechischen und des deutschen Landes: dort der Parteienkampf in der kerkyraischen Pflanzstadt Epidamnus am adriatischen Meer und der durch Kerkyra bekämpfte Einmischungsversuch der Korinther; hier die Erhebung der utraquistischen Stände Böhmens gegen die Verfassungsverletzung durch die kaiserliche Regierung, ihre Gewaltthat gegen die kaiserlichen Statthalter in Prag und die Einmischung des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, der aus den Händen der Aufständischen die böhmische Krone nimmt. — Aus diesem lokalen Konflikt entspinnt sich beidemale ein umfassender Krieg, indem beidemale von den beiden Parteien zwei gerüstet stehende feindliche Bünde angerufen werden.

2. Die tiefer liegende Ursache ist beidemale ein großer prinzipieller Gegensatz, der die Nation spaltet, in

das innere Leben der sämtlichen Teilstaaten in welche sie zerfällt tief eingreift und diese mit der Zeit alle in die kriegerische Verwicklung hereinzieht. In Griechenland ist es der Gegensatz der jonisch-demokratischen und der dorisch-aristokratischen Staatsform, in Deutschland der Gegensatz der römisch-katholischen Papstkirche und der deutsch-protestantischen Staatskirchen, was das Volk in zwei feindliche Heerlager — dort die attische und peloponnesische Symmachie, hier die protestantische Union und katholische Liga — spaltet.

II. Hinsichtlich des Ganges beider Kriege. — Beiden ist außer der langen Dauer (die beiden längsten Kriege der Weltgeschichte) gemeinsam:

1. Das wiederholte Erlöschen und erneute Aufblammen des Kriegsbrandes auf einem neuen Kriegstheater. — Der Frieden des Nikias entspricht dem Lübecker und Prager Frieden. — Dort die Periode des archidamischen, sikelischen und kleinasiatisch-hellespontischen Krieges; hier die des böhmisch-pfälzischen, dänischen, schwedischen, schwedisch-französischen Krieges. — Beide Kriege springen unetw. von einem Schauplatz auf den andern über und ergreifen von ihrem ursprünglichen Herd aus immer ausgebreitete Gebiete.

2. Weidemale nimmt der Bürgerkrieg dadurch einen gefährlicheren Charakter an, daß er dem Erbfeind des entzweiten Volkes ermöglicht durch Zahlung von Subsidien an den einen der kriegführenden Teile, späterhin durch unmittelbare Beteiligung am Kampf, den Krieg künstlich zu verlängern und zuletzt den entscheidenden Einfluß an *sich* zu bringen. Dieser Erbfeind, der im Kampf allein gewinnt, ist im einen Fall Persien (Dissaphernes, Pharnabazus und der jüngere Cyrus), welches den Spartanern zu einer Kriegs-

flotte verhilft, durch welche diese zuletzt die Athener auf ihrem eigenen Element besiegen; im andern Fall Frankreich, welches nach dem Tag von Nördlingen die schwedisch-protestantische Sache allein noch 14 Jahre aufrecht erhält und zuletzt zum Siege führt.

3. Ähnlich ist die Art der Kriegführung. Je mehr die Geldmittel versiegen, desto entschiedener huldigen die Parteien praktisch dem Grundsatz, daß der Krieg den Krieg nähren muß. Der Krieg wird dadurch mehr und mehr zum Freibeuterkrieg, der, ohne Plan und Ziel geführt, nur noch auf schonungsloser Ausbeutung der Gegend in der er spielt ruht; was den Krieg selbst in die Länge zieht und dessen Leiden und Drangsale ins grenzenlose vervielfältigt.

4. In beiden Kriegen nehmen die Feldherren ihrer Regierung gegenüber zum Teil eine selbständige Stellung ein; sie verbinden mit der Heerführung eine eigene Politik, in der sie sich gelegentlich gegen ihre Regierung auflehnen und eine Verbindung mit dem Feinde eingehen. Solche Feldherren sind auf der einen Seite Lysandros, Peisandros, Hermokrates; auf der andern Mannsfeld, Johann von Wörth u. a. Insbesondere aber zeigen Alkibiades und Wallenstein in ihrer ganzen Laufbahn (Absetzung auf Veranlassen einer feindlichen Partei; Annäherung oder Übertritt zum Feind; zweites Kommando mit ausgedehnteren Vollmachten; zweiter Sturz und gewaltfames Ende) eine unverkennbare Ähnlichkeit.

5. Das Ende beider Kriege wird dadurch herbei geführt daß der eine der kriegführenden Teil isoliert wird: dort die Stadt Athen, von welcher zuletzt sämtliche abhängige Gemeinden losgelöst sind, hier der

Kaiser, der zuletzt von sämtlichen deutschen Reichsständen im Stich gelassen ist.

III. Ähnlich sind auch die Wirkungen beider Kriege.

1. Beide haben die Kraft der Völker in deren Schoß sie wüteten gebrochen und sie der Macht fremder Völker preisgegeben. In dem peloponnesischen Krieg ist in Griechenland der persische Einfluß wieder mächtig emporgewachsen, der bis auf die makedonische Zeit die griechische Geschichte beherrscht (vgl. den korinthischen Krieg und antalkidischen Frieden). Der dreißigjährige Krieg hat unser Volk auf lange hinaus dem Einfluß und der Uebermacht Frankreichs unterworfen (vgl. den rheinischen Bund, die Raubkriege und Reunionen Ludwigs XIV).

2. Die am Anfang beider Kriege wirkenden Triebfedern nutzen im Verlauf des Krieges sich ab, um zuletzt völlig zu erlahmen. Im peloponnesischen Krieg hat die attische Demokratie so gut als die spartanische Adelsverfassung abgewirtschaftet. Im dreißigjährigen Krieg hat sich die durch die Reformation angeregte religiöse Bewegung erschöpft: der Krieg, der als Religionskrieg begonnen, dreht sich zuletzt ausschließlich um politische Machtfragen und hinterläßt eine völlig profane Zeit, in welcher für das politische Leben die Religionsfragen nicht mehr in Betracht kommen.

3. Beide Kriege haben den Völkern unter welchen sie spielten durch Vernichtung einer Menge von Menschen und Gütern die wirtschaftliche Ohnmacht, beide durch Ertötung des nationalen Gemeingefühls und Befestigung des fremden Einflusses den Niedergang des eigenen Volkstums gebracht, von welchem das griechische Volk sich niemals, unseres erst spät wieder erholt hat; beide haben endlich sowohl durch die materielle Not die sie

geschaffen als auch durch die Entfesselung der Parteilichkeiten und tierischen Instinkte eine grauenhafte sittliche Verwilderung des Volkes herbeigeführt und sind in allen diesen Beziehungen mit Recht verurteilt als die auffallendsten Beispiele eines kulturzerstörenden Krieges.

Columbus ein moderner Odysseus.

1. Columbus und Odysseus klassische Beispiele von Seefahrern, an die sich der Reiz geographischer Entdeckungsfahrten knüpft. Der eine gehört dem Kindesalter der europäischen Geschichte an; der andere steht an der Schwelle der neueren Geschichte. Beides sind Epochen, in welchen die Schifffahrt an einem bedeutsamen Wendepunkt steht; jenes die Zeit in welcher die Griechen, das erste unter den arischen Völkern, die ersten schüchternen Versuche machen, die See zu befahren; dieses die Zeit, in welcher die europäischen Völker nach Erfindung des Kompasses zuerst in das offene Weltmeer hinauszusteuern wagen.

2. Beide Männer gleichen sich in den Eigenschaften, deren ein Seefahrer bedarf.

- a) Mut. Ob. wagt auf gebrechlichem, selbstgezimmertem Floß die Fahrt über Meer; Col. befährt zuerst mit schwachen Karavellen den unbekanntem, offenen Ozean.
- b) Ausdauer (cf. πολύτας). Beide verfolgen unentwegt ihr Ziel, ohne sich durch die Gefahren schrecken, durch die Strapazen ermüden zu lassen.
- c) Schlaueit, mit der sie sich besonders den wilden Völkern gegenüber, zu welchen sie verschlagen werden, zu helfen wissen (Indianer in Jamaica; Kyklopen).

3. Uebereinstimmend ist die Himmelsgegend ihrer Fahrt. Schauplatz derselben ist die zu ihrer Zeit noch unbekannt und unbefahrene Westsee (bei dem einen das Westbecken des Mittelmeeres, bei dem anderen der westliche atlantische Ocean), von deren Wundern durch sie die erste Kunde in die Heimat gelangt. In diese westlichen Gewässer wird der eine gegen seinen Willen vom Sturm verschlagen; der andere steuert in dieselben aus freien Stücken hinaus, um einen neuen Weg nach Indien zu finden.

4. Sie stoßen auf dieser Fahrt auf unjivilisierte Völker, die noch im Naturzustand sich befinden und der Phantasie der Entdecker sich in märchenhaftem Lichte darstellen. Die einen scheinen in paradiesischem Frieden zu leben (Tosophasen — Indianer von Guanahani), die anderen sind kriegerische menschenfressende Stämme (Ryklopen und Kästrygonen — Caraißen).

5. Der eine wird ziel- und richtungslos auf dem Meer umgetrieben und an fremde Küsten und Inseln geworfen; der andere hält unbeirrt die Richtung nach Westen ein, da er bei der Kugelgestalt der Erde auf einer Fahrt in westlicher Richtung unfehlbar nach Indien zu gelangen überzeugt ist. Dabei gleichen sich beide darin, daß sie ihr Ziel unverrückbar im Auge behalten. Dieses Ziel ist für Columbus Indien, für Odysseus die Heimat Ithaka.

6. Beide haben schwere Gefahren und Hindernisse zu überwinden: den Sturm der Elemente, die Nachstellungen der Feinde, Columbus auch den Unglauben und Spott der Welt, Odysseus den Zorn des Meergottes Poseidon. Für beide aber kommen die größten Gefahren von den Gefährten, die tief unter ihnen stehen und ihnen bald durch Widersegligkeit, bald durch Kleinmut, bald auch durch Habgier zu schaffen.

machen. Beide überwinden diese Hindernisse durch seltene Beharrlichkeit, Odysseus windet sich aus jeder Notlage heraus (doppelter Schiffbruch) und läßt sich durch keine Lockung (Kirke, Kalypso) zurückhalten. Columbus, obwohl anfangs von mehreren Höfen mit feinen Plänen abgewiesen, bringt endlich doch mit seinem Vorhaben bei Isabella durch und setzt den Kleinmütigen (nach der Sage sogar meuternden) Matrosen eine unbeugsame Festigkeit entgegen.

7. Beide sehen ihre Standhaftigkeit zuletzt belohnt. Odysseus wird von den Phäaken an Ithakas Küste übergeführt; dem Columbus zeigt sich Land, ehe die Frist, welche er sich ausbedungen, verstrichen ist.

8. Beide sind bei glücklicher Erreichung des Zieles in einem seltsamen Irrtum befangen. Columbus hält das gefundene Land für das gesuchte Indien (daher der Name Westindien, Indianer), ein Wahn, den er mit in das Grab genommen hat. Odysseus erkennt, als er schlafend an die Küste von Ithaka ausgefetzt worden ist, beim Erwachen sein eigenes Vaterland nicht.

9. Beiden ist auch, nachdem sie ihr Ziel erreicht haben, noch viel Leiden und Mühsal beschieden. Columbus, anfangs hochgeehrt als Entdecker und Statthalter der neuen Welt, wird später mit schreiendem Undank behandelt und kehrt in Ketten nach Spanien zurück. Odysseus betritt den eigenen Palast als Bettler und hat Mißhandlungen und Kränkungen aller Art von den Freiern und ungetreuen Dienern zu erfahren. — Doch erwirbt sich Columbus zuletzt wieder die Gnade des spanischen Königspaares und seinem Hause bleibt die Statthalterwürde in Espanola; ebenso gelingt es dem Odysseus in der letzten Abrechnung seiner Feinde Meister zu werden und Haus und Thron wieder zu gewinnen.

10. Beiden ist ein unvergängliches Andenken gesichert. Der eine ist durch ein poetisches Meisterwerk der Menschheit teuer geworden; der Name des andern ist für ewige Zeiten mit dem neuen Erdteil, den er der europäischen Menschheit erschlossen hat, verknüpft.

Schwierigkeit und Seltenheit einer objektiven (gegenständlichen) Geschichtsdarstellung.

Es ist eine Erfahrungs Tatsache, daß eine Erzählung selten mit dem tatsächlichen Vorgang übereinstimmt. Entweder sind die Veranlassungen einer Begebenheit und die Beweggründe einer Handlung oder ihr Verlauf und die Umstände unter welchen sie erfolgt ist oder endlich die Folgen die sie gehabt hat in falschem Licht dargestellt, bald durch Verstümmelungen, bald durch Zusätze entstellt.

Die Gründe dieser Entstellung der Wahrheit sind teils unwillkürliche, teils willkürliche. Die Gründe ersterer Art verhindern uns die Wahrheit unverfälscht aufzufassen, die Gründe der letzteren Art halten uns ab die Wahrheit unverfälscht auszusprechen. Im einen Fall kann der Erzähler die Wahrheit nicht sagen, im andern Fall will er sie nicht sagen.

I. Unwillkürliche Gründe sind:

1. Das Fragmentarische der ersten Auffassung. Der einzelne Mensch hat mit eigener Beobachtung nur ein Bruchstück des ganzen Hergangs wahrgenommen. Eine Begebenheit von gewisser räumlicher und zeitlicher Ausdehnung,

wie etwa ein Feldzug, eine Schlacht, eine Erberschütterung, ein Menschenleben wird von keinem einzelnen übersehen. Beschränkt er sich nun darauf nur Selbstgesehenes zu geben, so giebt er ein unvollkommenes und schon darum nicht zutreffendes Bild; sucht er aber ein zusammenhängendes Bild zu geben, so sieht er sich auf fremde Berichte angewiesen, für welche er keine volle Gewähr übernehmen kann. — Dieser Mangel der ersten Auffassung steigert sich im Laufe der Zeit durch ein lückenhaftes Gedächtnis, dem einzelne Züge und Mittelglieder verblaffen oder gänzlich entfallen, welche dann hinterher aus unsicherer Erinnerung ergänzt werden müssen.

2. Dazu kommen trübende Einflüsse, welche unser Urteil bestimmen und eine ruhige, unbefangene, rein sachliche Auffassung eines Vorganges verhindern. Darunter gehören

a) vorgefaßte Meinungen, für welche wir in dem Geschehen eine Bestätigung suchen, so daß wir dasselbe mit mehr oder weniger Gewaltthatigkeit, nicht ohne gewisse Verschiebung seiner tatsächlichen Züge, in das Ganze unserer feststehenden Weltanschauung einfügen.

b) Ein allzu erregtes Gefühlsleben, welches eine kaltblütige Beobachtung unmöglich macht und uns gar zu leicht sehen läßt, was wir zu sehen wünschen.

c) Eine allzu regsame Phantasie, welche unvermerkt das mit den Sinnen Wahrgenommene durch ihre Zuthaten durchsetzt oder uns gar Blendwerke vorgaukelt, welche sich für unsere Auffassung dem wirklichen unterschleichen.

3. Soweit die Darstellung aus mittelbaren Quellen, d. i. aus fremden Berichten schöpft, häuft sich die Ent-

stellung des Thatbestandes durch Irrtümer und Mißverständnisse, welche theils durch Dunkelheiten und Ungenauigkeiten des fremden Berichtes, theils auch durch unachtsames Anhören oder flüchtiges Lesen desselben herbeigeführt werden, Mängel und Fehler die sich ins Große vermehren, wenn ein Bericht in einer Folge von Jahrhunderten durch den Mund vieler Erzähler oder durch die Hand vieler Abschreiber geht.

4. Aber auch abgesehen von diesen Erübungen des tatsächlichen Inhalts erfordert jede Darstellung des Geschehenen auch eine subjektive Zuthat. Jede Begebenheit enthält auch einen inneren unsichtbaren Teil, welcher der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung entrückt ist und durch die Einbildungskraft ergänzt werden muß. Dahin gehören die Gefinnungen die wir den Handelnden zuschreiben die Beweggründe und Absichten die wir ihren Handlungen unterlegen. Dahin auch der ursächliche Zusammenhang welchen wir zwischen verschiedenen Handlungen herstellen, indem wir jede derselben als einen Mittelpunkt betrachten von welchem weithin verfolgbare Wirkungen ausstrahlen. Hiefür muß die Phantasie des Berichterstatters geradezu schöpferisch auftreten, das einermal als Ahnungsgabe oder Divination, das andremal als Verknüpfungsgabe oder Kombination. Wie weit sie das Richtige dabei trifft, hängt von dem Maße ab in welchem sie an der Anschauung der Thatfachen geschult ist.

II. Willkürliche Gründe sind:

1. Effekthascherei des Erzählers oder Schriftstellers d. h. das Bestreben eine Erzählung zu verschönern, wirkungsvoller und eindringlicher zu machen, einen sensationellen oder komischen Effekt zu erreichen, woraus eine gewisse falsche

Idealisierung oder Schönfärberei, rednerische Übertreibungen, starker Farbauftrag und ähnliches entspringen. Das macht den Geschichtsschreiber geneigt den weniger verbürgten aber wirkungsvolleren Zug der schlichten aber schwächer wirkenden Wahrheit vorzuziehen. Man denke an die späteren rhetorisierenden Geschichtsschreiber der Griechen Theopompos, Arrian u. s. w.

2. Selbstsüchtige Berechnung. Die Rücksicht auf einen Mächtigen der uns schaden oder nützen kann, das Bestreben seine Gunst zu gewinnen oder wenigstens sein Mißfallen zu vermeiden, kann einen Berichterstatter verleiten hier etwas Ungünstiges zu vertuschen oder zu beschönigen, dort etwas Unbedeutendes zu verherrlichen und in wahrheitswidriger Weise aufzubauschen. Vgl. die gefärbte Darstellung eines Constantin bei Eusebius, eines Schlobwig bei Gregor v. Tours; zu ähnlichen Verrentungen der Geschichte führt ein apologetisches Interesse des Schriftstellers, der sich vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen sucht; vgl. Cäsars bellum Gallicum und civile.

3. Leidenschaftliche Gemütsverfassung, ira et studium, Gunst oder Ungunst, Parteilichkeit für oder gegen eine Persönlichkeit oder Sache; Schwärmerei und Vorliebe, welche den Leser für etwas, Abneigung, Rachsucht oder Neid, welche ihn gegen etwas einzunehmen sucht. So entstehen tendenziös gefärbte Darstellungen, mehr oder weniger wissenschaftliche Geschichtsfälschungen im Interesse einer politischen, sozialen, konfessionellen Parteiansicht. Vgl. die senatorische Geschichtsdarstellung des Tacitus, das katholische Tendenzwerk Janssens über die Reformationszeit, die Verherrlichung des Napoleonkultus durch Thiers und die entgegengesetzte Bearbeitung der Geschichte Napoleons durch Lanfrey.

Ergebnis: Bei dem Zusammenwirken aller dieser willkürlichen und unwillkürlichen Fälschungen ist die Erforschung des realen Thatbestandes eine ungemein schwierige, immer nur annähernd zu lösende Aufgabe, und jede Erzählung, sie mag auf mündlicher Überlieferung oder schriftlicher Darstellung beruhen, ist einer eingehenden Kritik bedürftig, die sich auf die Glaubwürdigkeit der Quelle d. i. die Fähigkeit des Berichtstatters die Wahrheit aufzufassen und den guten Willen desselben die Wahrheit zu sagen gleicherweise zu erstrecken hat. Daher auch die skeptische Anschauung von der Geschichte als der Summe derjenigen Thatfachen die man für wahr zu halten übereingekommen sei.

Welche Vorteile gewährt für philosophische Erörterungen die Form des Dialogs?

Sämtliche Schriften Platons sind in dialogischer Form abgefaßt; diese dialogische Form war in der Philosophie eine Neuerung, aber sie entsprach dem Geiste der attischen Bildung und der Eigentümlichkeit des attischen Naturells. (Auch der Dialog im Drama ist anzusehen als ein Erzeugnis des lebhaften, redefertigen attischen Volksgeistes.) Für Plato lag die nächste Veranlassung zur Wahl dieser Darstellungsform darin daß Sokrates, sein Meister, dem er den Vortrag seiner Lehren in den Mund legt, selbst ein Virtuos des Gesprächs war und sich für philosophische Erörterungen durchgängig des Gesprächs anstatt des zusammenhängenden Vortrags bediente. Aber diese Darstellungsform entsprach zugleich dem Geiste der Philosophie, speziell dem des sokratisch-platonischen Philosophierens.

I. Es handelt sich in der Philosophie nicht darum ein fertiges Wissen mitzuteilen, sondern zu eigenem Denken, zu selbstthätiger Gedankenerzeugung anzuleiten und zu erziehen (das Lernen eine Wiedererinnerung; die Philosophie ‚Maieutik‘, sofern sie durch richtige Fragestellung die richtige Antwort aus dem Schüler hervorlockt). Der Dialog nun versetzt uns in den lebendigen Prozeß des Denkens hinein; die Wahrheit erscheint in demselben nicht als ein abgeschlossenes Lehrsystem, das vom Lehrer in einseitigem Vortrag an die Schüler oder Leser weitergegeben wird und gläubige Annahme fordert, sondern sie entwickelt sich vor unseren Augen, gemeinsam gefunden unter Beteiligung eines weiten, viele Persönlichkeiten und Standpunkte umfassenden Kreises.

II. Zugleich gewährt der Dialog den Vorteil den dialektischen Fortschritt des Gedankens durchsichtiger und übersichtlicher zu gestalten, sofern

1. abweichende Anschauungen, Zweifel und Einwürfe durch die verschiedenen Mitunterredner selbständiger und kräftiger vertreten werden, als dies bei systematischer Behandlung geschehen könnte;

2. aber auch wo Sokrates das Gespräch leitet, jedes einzelne Moment der dialektischen Entwicklung, jeder Schritt seiner Beweisführung durch die Notwendigkeit ihn durch den Partner erst bestätigen zu lassen klar markiert und dadurch dem Leser die prüfende Kontrolle einer Schlußkette in ihren einzelnen Gliedern erleichtert wird.

III. Indem der Dialog uns mit jeder vorgetragenen Ansicht zugleich den persönlichen Träger und Vertreter derselben aufzeigt, erscheint die Philosophie nicht als unlebendige, im Studierzimmer ausgeheckte Theorie, sondern

zugleich als praktisches Verhalten, im engen Zusammenhang mit dem Leben, belebt durch den Pulsschlag einer edlen in ihr feststehenden Persönlichkeit; er setzt den Schriftsteller in den Stand in Sokrates den vollendeten Weisen zu zeichnen, in welchem die Philosophie sich verkörpert, Leben und Denken im Einklang steht und die philosophische Überzeugung sich in den verschiedensten Lebenslagen praktisch bethätigt und bewährt.

IV. Durch die dialogische Einleidung erhebt der Dichtersphilosoph den Vortrag der philosophischen Wahrheiten zugleich zu einem lebendigen Kunstwerk, das, indem es Phantasie und Gemüt mit erregt, den ganzen Menschen anspricht und die angestrengte Denkarbeit zugleich mit gefälligem Reiz umkleidet.

1. Die natürliche Dialektik des Gedankens belebt sich zu einem Dialog, in welchem verschiedene Ansichten in einem Kampfe miteinander liegen der, mit allen Waffen des Geistes geführt, uns wie ein Turnier anmutet und ganz den spannenden Reiz einer dramatischen Handlung hat;

2. einen epischen Schmuck gewinnt die Darstellung durch die anschauliche und behagliche Schilderung der zufälligen Veranlassungen der Gespräche und der Scenerie welche deren Hintergrund bildet sowie durch die geistreiche Zeichnung der gesprächsführenden Persönlichkeiten, welche nach Naturell und Charakter bis auf ihre äußere Erscheinung herab uns lebendig vorgeführt werden;

3. der Dialog giebt Gelegenheit eine große Mannigfaltigkeit der Tonart zu entfalten, welche immer dem Gegenstande der Untersuchung, der Situation, den Persönlichkeiten angepasst ist. „Mit dem Ernst tiefsinniger *Untersuchung* wechselt leichter Scherz und überströmender

Humor, die höchste Erhebung des Gemüths und weisevolle Stimmung mit heißender oft vernichtender Ironie. Frische dichterische Schilderungen unterbrechen als angenehme Ruhepunkte die anstrengende logische Auseinandersetzung.“ Zeller.

Schluß. Um freilich den Dialog in dieser Weise zu behandeln ist eine Vereinigung poetischer und philosophischer Begabung erforderlich, wie sie so vollendet nie wieder dagewesen ist wie bei Plato. In dem Maß als sie wiederkehrte ist der Dialog für philosophische Erörterungen in alter und neuer Zeit mit mehr oder weniger Glück versucht worden; im Altertum von Xenophon, Cicero und Lucian; in der neueren Litteratur von Diderot und Voltaire, von Lessing (Testament Johannis; Freimaurergespräche), Mendelssohn, Schleiermacher, Schelling, Strauß u. A.

Gedankengang des platonischen Dialogs Kriton oder von den Pflichten gegen das Vaterland.

Zur Einleitung. Der Dialog welcher die Aufschrift Kriton führt hat seinen Namen von einem der ältesten Freunde des Sokrates. Derselbe besucht den Meister im Gefängnis und sucht ihn zu bestimmen sich dem ihm drohenden Tod durch die Flucht zu entziehen, wozu die Freunde schon alle Vorbereitungen getroffen haben. Aber Sokrates weist sein gut gemeintes Andrängen mit Festigkeit zurück und nimmt davon Veranlassung ihn über die Bürgerpflichten zu belehren. Er zeigt, daß der Bürger den Gesetzen seines Vaterlandes Achtung und Gehorsam schuldig ist und daß selbst erlittenes Unrecht ihn von diesen Pflichten nicht entbinden kann.

Kriton kommt am frühen Morgen zu Sokrates ins Gefängnis und bringt ihm die Nachricht, daß das Schiff von Delos noch im Laufe des Tages in Athen eintreffen werde, so daß er sich darauf gefaßt machen müsse den Tag darauf zu sterben. Sokrates erwidert, daß er nach einem Traum den er soeben gehabt erst übermorgen zu sterben erwarte (R. 1 und 2).

(Überleitung zum Thema.) Kriton redet dem Sokrates zu, daß er sich aus dem Gefängnis soll entführen lassen. Das Volk würde es nicht verstehen, wenn von seiten seiner Freunde nichts zu seiner Rettung geschähe. Sokrates erwidert, daß das Urteil des Volkes ihm und seinen Freunden gleichgültig sein müsse (3).

Kritons Gründe für die Flucht.

1. Kriton hält die Flucht für leicht ausführbar:

a) für seine Freunde ist sie mit nicht zu schweren Opfern verknüpft;

b) eine freundliche Aufnahme ist ihm im Ausland überall gewiß.

2. er stellt sie zugleich hin als sittlich geboten

a) durch die Rücksicht auf seine Kinder, deren Erziehung er zu vollenden habe;

b) durch die Rücksicht auf seine Freunde, die er nicht dem Verdacht des Geizes und der Feigheit aussetzen dürfe (4. 5).

Sokrates, an die letzte Bemerkung anknüpfend, stellt den Grundsatz auf: Daß nicht das Urteil des Volkes, sondern nur das der wenigen Sachverständigen beachtenswert sei (6); gelte das im Körperlichen für die Fragen, welche Diät gesund und welche ungesund sei, so gelte das auch im *Geistigen* für die Frage, welche Handlungsweise recht und welche

unrecht sei (7). So wenig ein Leben mit siechem Leib einen Wert habe, so wenig ein Leben mit einem durch Unrecht befleckten Gewissen. An dieser Wahrheit ändere auch die Thatsache nichts daß bei dem Volk die Gewalt über Leben und Tod stehe; weil nicht das nackte Leben an sich, sondern nur das richtige Leben einen Wert habe (8). Also reduziert sich die ganze Untersuchung auf die Frage: ob Sokrates recht handelt oder nicht, wenn er aus dem Gefängnis entweicht (9).

Bei dieser Untersuchung ist von dem Satz auszugehen daß es unter keinen Umständen erlaubt ist Unrecht oder Böses zu thun (10).

I. Durch Flucht aus dem Gefängnis würde Sokrates seinem Vaterland Böses thun, indem er die Staatsgesetze auf welchen dasselbe ruht in seinem Teil untergrübe (11). Dies wäre ein Unrecht in mehrfacher Beziehung:

1) es wäre Undank gegen das Vaterland, dem er doch sein Dasein und seine ganze Erziehung und Bildung dankt.

2) Pietätslosigkeit, weil ihm das Vaterland ähnlich gegenübersteht wie Vater und Mutter, so daß er ihm gegenüber nicht Böses mit Bösem vergelten darf, sondern es entweder von seinem Recht überzeugen oder sich dessen Urteil unterwerfen muß.

3) Wortbruch, sofern er dadurch daß er in dem Lande geblieben, während ihm die Auswanderung freigestanden, stillschweigend die Zusage gegeben hat die Landesgesetze zu achten (12. 13), ein Vorwurf der Sokrates mit besonderer Stärke träfe, weil er

a) durch die Beharrlichkeit mit der er in Athen sich zeitlebens aufgehalten seine Zufriedenheit mit der vaterländischen Verfassung entschiedener als andere ausgedrückt,

124 Ist in der Ilias ein einheitlicher Gedanke zu finden?

b) vor seinen Richtern öffentlich sich gegen das Orakel ausgesprochen und den Tod der Verbannung vorzuziehen ausdrücklich erklärt hat (14).

II. Aber die Flucht ist nicht nur sittlich unzulässig; sie stiftet auch keinen Nutzen:

1) Sokrates verwickelt dadurch seine Freunde in Vermögensverluste, Unannehmlichkeiten und Gefahren aller Art;

2) er setzt sich in Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit; in geordneten Staaten wird er als Zerstörer der Staatsgesetze mit Mißtrauen aufgenommen werden, in ungeordneten Staaten muß er seinen Grundsätzen untreu werden und um ungeschlagen durchzukommen sich zum Spaßmacher und Schmeichler herabwürdigen.

3) Auch seinen Kindern nützt die Flucht nicht: Erzieht er sie im Ausland, so beraubt er sie des Vaterlands; läßt er sie in der Heimat erziehen, so ist er für sie doch verloren (15).

(Schluß.) Für sein wahres Glück ist im Diesseits und im Jenseits besser gesorgt, wenn er sich den Gesetzen des Staats unterwirft und unschuldig stirbt. Gegen diese Betrachtung kommen alle anderen Gesichtspunkte nicht auf. Daher wird Sokrates der Aufforderung Kritons nicht folgen (16. 17).

Ist in der Ilias ein einheitlicher Grundgedanke zu finden? und worin ist derselbe zu suchen?

A) Die Ilias zeichnet selbst in ihren ersten Versen ihr Thema. Als solches stellt sie auf den Zorn des Achilleus in seinen schicksalschweren Wirkungen auf den Kampf der Achaer mit den Troern.

Wie dieser Zorn sich erhob, erzählt als Exposition der ganzen Fabel Ilias I.

Da der Oberkönig Agamemnon sich weigert die gefangene Tochter des Apollo-Priesters Chryses, welche ihm als Beutestück zugefallen, gegen Lösegeld freizugeben, und sogar den greisen Priester selbst beleidigt, sendet der in seinem Diener verletzte Gott eine verheerende Pest ins Lager der Achäer. In dem aus Anlaß der Pest berufenen Fürsterrat enthüllt der Prophet Kalchas, nachdem er sich des Schutzes des Achilleus versichert hat, den Grund des göttlichen Zorns. Agamemnon braust gegen den Propheten auf; für diesen tritt Achilleus leidenschaftlich ein, schildert den Oberkönig wegen seines Eigennutzes und reizt ihn dergestalt daß dieser ihm droht die dem Achilleus als Beuteanteil zugefallene Briseis zum Ersatz für die ihm nun entgehende Schöne holen zu lassen und diese Drohung in der That ausführt. Dadurch ist Achilleus in tiefster Seele gekränkt; er weint zu seiner Mutter auf und fleht um Genugthuung für die ihm angethane Schmach. Die Mutter Thetis tritt vor Zeus und entreißt ihm das Versprechen die Achäer, so lange Achilleus sich ferne hält, in ihrem Kampf gegen die Troer mit Unglück zu verfolgen und dadurch ihrem Sohn zu der Genugthuung die ihm gebührt zu verhelfen.

B) Dieser Zorn des Achilleus ist in der That der Angelpunkt um welchen sich die ganze Handlung der Ilias bewegt, der Mittelpunkt zu welchem alles Einzelne in nähere oder entferntere Beziehung gestellt ist.

I. Der Zorn und daraus entspringende Zwist der Helden giebt dem Dichter die Gelegenheit den Heldenwert des Achilleus in das schönste Licht zu setzen, sodas, wenn die Verherrlichung dieses Nationalhelden sein nächster Zweck

war, er dafür kein passenderes Mittel hätte finden können. Wie viel an dem einen Mann hängt, sehen wir

1) negativ, sofern die Achäer, solange sich Achilleus grollend vom Kampf zurückzieht, trotz der heldenmütigsten Gegenwehr allmählich auf das Lager, ja auf die Schiffe zurückgedrängt werden.

2) positiv: Mit seinem Eintreten in den Kampf wendet sich plötzlich wieder der Stand der Schlacht. Die Troer werden unaufhaltsam wieder hinter ihre Mauern zurückgetrieben, und ihr erster Held, der bisher den Achäern so schwere Verluste beigebracht, von Achilleus' Händen erlegt.

II. Dieser Zorn wird zugleich als eine leidenschaftliche Verblendung unter den Gesichtspunkt einer Schuld gerückt welche durch Leiden gesühnt werden muß, womit der Dichter für seine Schlachtenbilder einen ethisch-idealen, das Gemüt beschäftigenden Hintergrund gewinnt. Vgl. die schönen Stellen über die unheilvolle Wirkung des Zorns IX, 254 ff., XVIII, 107 ff. Der Zorn führt eine Verschuldung mit sich nach zwei Seiten:

1) Agamemnon wird für jene hochfahrende Beleidigung des Achilleus gestraft durch fortwährendes Unglück in der Schlacht und zuletzt so tief gebeugt daß er eine Gesandtschaft an Achilleus abordnet um ihm das geschehene Unrecht abzubitten und ihm glänzende Genugthuung anzubieten (IX).

2) Indem Achilleus die dargebotene Hand der Versöhnung in unbeugsamem Starrsinn zurückweist, ja gerade jetzt wie zum Hohn seine Heimfahrt ankündigt und dem Unglück seines Volkes gegenüber sein Herz verhärtet, setzt er sich ins Unrecht und begeht seinerseits eine „Hybris“ welche einen Rückschlag der Nemesis herausfordert. Seine Strafe

besteht darin daß er seinen besten Freund Patroklos verliert, als derselbe sich — mit seiner Zulassung — am Kampfe beteiligt.

3) Erst dieser schwere Schlag wirkt erschütternd auf sein verstocktes Gemüt und öffnet es den Regungen einer verfühnlischen Stimmung (XIX). Er tritt als Rächer des Erschlagenen in den Kampf ein und erlegt dessen Mörder Hektor. Indem er aber die Rache an Hektor bis zur Unmenschlichkeit treibt, wirft er sich in eine andere maßlose Leidenschaft hinein; indessen reinigt sich diese Leidenschaft in jener Scene mit Priamus wo er dem schwergebeugten Vater die Leiche des Sohnes in menschlicher Rührung edelmütig ausliefert (XXIV).

III. Allerdings enthält die Ilias eine Reihe zum Teil weit ausgesponnener episodischer Partieen, welche ihre Stelle nur in einer Ilias im eigentlichen Sinn, einem Gedicht von dem Kampfe vor Ilion überhaupt haben, und erst nachträglich in den begrenzteren Rahmen eines Liedes von der *μῆνις Ἀχ.* eingefügt sind. Allein auch von diesen Episoden ist das meiste, so besonders die *ἀριστεῖαι* dem Grundgedanken unseres Liedes dienstbar geworden.

1. *ἀριστεῖαι*, Ehrentage der anderen achäischen Helden, sind erst dadurch möglich daß Achilleus vom Kampfe fern bleibt, der sie sonst alle verdunkelt hätte. Sie setzen also die *μῆνις Ἀχ.* voraus.

2. Je glänzender die Thaten der anderen Helden sind, um so höher wird dadurch nur das Heldentum des Achilleus gehoben, weil sie die Flucht der Achäer nicht aufhalten können, welche erst in Sieg sich verwandelt, seit Achilleus wieder in ihren Reihen kämpft.

Also fehlt es der Ilias keineswegs an einem einheitlichen Grundgedanken. Doch ist zuzugeben, daß dieser Gedanke auf weiten Strecken des Gedichtes zurücktritt,

worauf erst die Patrokleia (XVI) wieder ausdrücklich auf denselben zurücklenkt.

In welchen Zügen verrät sich Eumaios als ein Charakter niederer Art?

Eine der gemüthlichsten Charakterfiguren Homers ist der „göttliche Sauhirt“, bieder, redlich (Od. XIV, 433), treuherzig, in seinem Dienst höchst gewissenhaft (Od. XIV extr.), gottesfürchtig (420 f.), gastfreundlich (48—54. 402 ff. 510 ff.), seinem Herrscherhaus mit rührender Treue und Anhänglichkeit ergeben; vergl. seinen Gram um seinen „Herzbruder“ Odysseus XIV, 137 ff., 169 f., seine Besorgnisse um den jungen Telemachos und seine herzliche Freude bei seinem Empfang (XVI, 12—26); einer der rührendsten Züge: XXI, 82 ff., wo er in lautes Weinen ausbricht, wie er das Schießzeug seines Herrn zum Wettschuß um die Hand der Penelope zu den Freiern in den Saal tragen soll.

Lebendig wird diese Gestalt besonders durch einige Schwächen, die ihm der Dichter nicht ohne Humor geliehen hat.

1. Eine Altersschwäche ist seine Redseligkeit. Unterhaltung durch Gespräch bereitet ihm um so größeres Vergnügen, weil sie ihm auf seinem einsamen Gehöfte selten zu teil wird; denn seine Unterknechte sind dafür nicht zu brauchen XV, 390—396. Er liebt es, aus seinem Leben zu erzählen und verliert sich dabei in ermüdende Breite XV, 403 ff. Dem Gaste gegenüber prunkt er mit dem Reichtum seines Herrn, den er ihm vorzählt XIV, 96 ff.; seinem jungen Herrn wird er gelegentlich mit gutgemeinten, aber völlig überflüssigen

Ratschlägen überläßtig XVII, 591 ff.; gegen Penelope thut er eitel mit seinem interessanten Gast, der so schön zu erzählen wisse XVII, 513—527.

2. Er empfindet ein lebhaftes Verlangen nach Anerkennung. Er legt großes Gewicht darauf, für seine treuen Dienste von der Herrschaft durch freundliche Ansprache und Geschenke geehrt zu werden; er schlägt es hoch an, wenn die Herrschaft ihn in vertrauliches Gespräch zieht, von Zeit zu Zeit nach ihm sieht, sich nach seinen persönlichen Anliegen erkundigt XV, 374—379. Nicht frei von Selbstgerechtigkeit schmält er wohl über das Gesinde, das nicht so treu und fleißig ist wie er XVII, 319—323. Er überzählt wohl im Stillen die Ergebnisse seiner Arbeit und berechnet darnach den Lohn, den er anzusprechen hätte XIV, 66 f.

3. Seine Sinne und sein Gedächtnis funktionieren nicht mehr tabellos: In dem Bettler erkennt er seinen Herrn nicht, während den Rinderhirten bei dessen erstem Anblick siedheiß die Erinnerung an den verschollenen Herrn überkommt XX, 240 ff. Wie Telemachos auf seine Hütte zukommt, muß er durch Odysseus auf ihn aufmerksam gemacht werden XVI, 5 ff. Selbst seine Freunde trauen ihm nicht zu, daß er ein Geheimnis bei sich behalten könne, weshalb auch Odysseus vorsichtig sein Incognito vor ihm wahrte XVI, 457—459. Beauftragt, Penelope von der Rückkunft des Sohnes zu benachrichtigen, will er auch noch einen unnötigen Gang zum alten Laertes machen, was ihm Telemachos ausdrücklich untersagen muß XVI, 150 ff. Bei seiner Zurückkunft von der Stadt hat er etwas Wichtiges versäumt, nur weil es ihm nicht ausdrücklich aufgegeben worden ist: er hat sich nicht erkundigt, ob die Freier, die dem Telemachos aufgelauert haben, zurückgekommen sind XVI, 461 ff. Ueber seine naive Er-

zählung lächeln Odysseus und Telemachos und wechseln im Geheimen verständnisvolle Blicke 476 f. Um so drohlicher wirkt der Dienstfeier, der mit gehäuften Ausdrücken sein volles Versehen beteuert in dem Vers XVI, 136.

4. Ihm, dem Knechte, fehlt die Sicherheit und der Mut des freien Mannes, entsprechend der allgemeinen Bemerkung über die Knechte, die er selbst macht XVII, 322 f. Bei aller Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn fürchtet er doch, sich einen Verweis von ihm zuzuziehen XIV, 59 f. XVII, 188 f. Die vornehmen Junker, die als Freier seiner Herrin auftreten, gesalbt und geschmückt, in anspruchsvollem Gebahren flößen ihm einen gewissen scheuen Respekt ein XV, 326 ff. Wie er unmittelbar vor der Entscheidung den Bogen dem Fremden einhändigen soll, legt er ihn, von den drohenden Scheltworten der Freier eingeschüchtert, mitten im Saal zaghaft auf den Boden nieder und es bedarf der Drohungen des Telemachos, um ihn zu vermögen, den Bogen wieder aufzunehmen und dem Fremden zu bringen XXI, 359 ff.

5. So fehlt ihm auch bei der Rache selbst die gemessene, auf Selbstbeherrschung ruhende Haltung des Helden. Während Odysseus und sein Sohn schweigend die Strafe an den Freiern vollziehen, kann es sich der Mittknecht des Eumaios, Philoitios, nicht versagen, dem tödlichen Wurf noch prahlerische Reden nachzusenden, und Eumaios selbst läßt sich bei Bestrafung des ungetreuen Melantheus in der Aufwallung der Rachsucht dazu verleiten, dessen Leiden noch durch grausame Marterung zu verschärfen und in Ausdrücken des Hohns und der Schadenfreude seinem lange verhaltenen Grimm Luft zu machen XXII, 189—199.

Was berechtigt uns, das Gudrunlied eine deutsche Odyssee zu nennen?

I. Die literargeschichtliche Stellung der beiden Dichtungen:

1. Beides sind Volksepen, volksmäßig gehaltene Gedichte, die die ältesten Zustände zweier bedeutender Kulturvölker abspiegeln.

2. Beide stehen in ähnlichem Verhältnis zu einer älteren Schwesterdichtung, gegen welche sie

a) eine gewisse Abnahme urwüchsiger dichterischer Schöpferkraft hinsichtlich

α) der Tiefe des Grundgedankens,

β) der dramatischen Gewalt der Leidenschaften,

γ) der machtvollen Charakterzeichnung;

b) dafür einen Fortschritt künstlerischer Behandlung aufzeigen in

α) der feiner behandelten sprachlichen und metrischen Form,

β) dem reicher ausgeführten Detail,

γ) der kunstreicheren Anlage des ganzen Gedichts,

δ) dem milderen sittlichen Geist, der das Ganze durchweht.

II. Die Ähnlichkeit der Fabel.

1. In beiden Gedichten ist der Schauplatz der Handlung die wogende See mit ihren Inseln und Gestaden; die Helden zeigen sich als kühne, unternehmende Seefahrer;

Seekämpfe, Irrfahrten, die Gefahren und Wunder der unbekanntenen See nehmen in beiden Dichtungen einen breiten Raum ein.

2. Der Stoff ist enger begrenzt und steht der Ibylle näher als in den Schwestergebichten. Nicht Völkerkämpfe und Völkergeschichte, sondern die privaten Schicksale einzelner Fürstenhäuser werden uns vorgeführt. Einen Glanzpunkt in beiden Gebichten bilden idyllische Szenen, die etwas Verwandtes haben (Odysseus' Zusammentreffen mit Nausicaa und ihren Freundinnen beim Waschgeschäft am See-Ufer des Phäakenlandes und das Zusammentreffen der beiden „Wäscherinnen“ Gubrun und Hilburg mit Ortwin und Herwig an dem Meeresufer der Normandie).

3. Edle fürstliche Frauengestalten stehen hier wie dort in dem Mittelpunkt des Gedichtes. Bei beiden ist die unverbrüchliche Treue gegen den Gatten oder Verlobten der Kern ihres Charakters und der Schlüssel zu ihrem Schicksal.

4. Dieses Schicksal ist ein verwandtes. Und zwar bietet sich in dieser Beziehung aus der Odyssee zur Vergleichung mit Gubrun teils Odysseus, teils Penelope dar.

a) Beide Frauen sind durch weite Meere von den Geliebten getrennt; dort ist es Gubrun, hier Odysseus, die durch ein mißbriges Schicksal an einem entlegenen Strande von der Heimat ferne gehalten sind.

b) Bei beiden Frauen erscheint die Treue gegen den fernen Geliebten durch den lockenden Antrag einer neuen Vermählung auf die Probe gestellt.

c) Beide bestehen diese Probe und lassen, ehe sie die Treue brechen, lieber die schimpflichste Behandlung über sich ergehen, Penelope das räuberische Prassen der Freier in ihrem Gut, Gubrun die harten Magdbdienste

zu welchen sie von der Königin Gerlinde angehalten wird.

d) Beide Frauen sehen sich in ihrer Bedrängnis von einem Teil ihrer Mägde treulos verlassen, während andere sie durch Proben ihrer treuen Gesinnung erfreuen und aufrichten (im Gudrunlied Hildburg; auch die Odyssee kennt treue Dienerinnen wie die Amme Eurycleia, doch feiert sie die Treue mehr in einem männlichen Vertreter, Eumaios).

e) Beide Frauen sehen das jahrelange treue Aus-harren zuletzt noch durch ein glückliches Wiedersehen belohnt. Beiden steigt der schon tot geglaubte Mann unerkannt nach einer Reihe von Jahren der Trennung (hier nach 14, dort nach 20 Jahren) ans Land, um die Trauernde, die ihn kaum noch erkennt, aus ihrer Bedrängnis zu befreien und in blutigem Kampfe mit ihren Drängern abzurechnen.

f) Beide Frauen arbeiten durch weibliche List den Thronen in die Hände; durch scheinbare Zusagen machen sie ihren zubringlichen Freiern im letzten Augenblicke Hoffnung, sodaß dieselben dem Ziel ihrer Wünsche in demselben Augenblick nahe zu sein glauben in welchem die Rache sie ereilt.

g) In beiden Gedichten wird, nachdem die Strafe an den Schuldigen vollzogen ist, Sühne und Frieden gestiftet, sodaß die Handlung einen mild versöhnenden Abschluß gewinnt.

III. Die Übereinstimmung des Grundgedankens:

Beide Gedichte feiern die Treue welche ausdauert in schweren Jahren und lieber ein Loß voll Kummer und Erniedrigung auf sich nimmt, um sich unbesleckt zu erhalten.

**Man entwickle die mittelalterliche Auffassung des
Sänger-Charakters aus der Zeichnung Horants im
Gubrunnliebe.**

Horant, der Sangerheld unter den Seekonigen des Gubrunnliebes, ist sprichwörtlich für die wunderbare Wirkung des Gesangs auf das menschliche Herz, also ein deutsches Seitenstück zu den griechischen Sagengestalten Orpheus und Arion und zu dem französischen Troubadour Bertran de Born, der mit seinem Sang den Konigszorn entwaффnet.

Dreimal erhebt Horant als Brautwerber König Hettels um Hilde öffentlich seinen Gesang am Hof ihres Vaters, des Frenkonigs, und dann noch ein viertes Mal vor der jungen Prinzessin selbst in ihrer Kemenaten und zwar mit stufenweise sich steigender Wirkung. Das erste Mal laft er sich hören in der Stille eines schönen Abends: Der Gesang macht ihm alle Herzen geneigt und trägt ihm den Dank der Königin ein. Dann singt er in der Frühe des darauf folgenden Morgens: Der Gesang lockt das Königspaar in die Zinnen und ergreift das Herz der jungen Hilde, die vergeblich den Vater bittet den Gast zu weiterem Singen zu veranlassen. Den höchsten Triumph erlangt Horants Kunst bei dem dritten Sang: Derselbe fesselt die Siechen und die Gefunden, bannt das Wild des Waldes auf seiner Fährte, das Gewürm im Gras und die Fische im Wasser; neben ihm erscheint der Chorgesang der Kirche wirkungslos, das Geläute der Glocken unrein; das Herz der Prinzessin aber *wird davon so hingerissen daß sie den Sänger heimlich hinter dem Rücken von Vater und Mutter in ihre Kammer bescheidet.* Nun aber vor der Holden nimmt Horant seine

ganze Kraft zusammen, er trägt ihr eine bestrickende Weise vor, die noch kein Christenmensch gehört, die er einst gelernt hat auf der wilden Flut. Bezaubert vom Reize der süßen Melodie will ihm die Jungfrau einen wertvollen Ring von ihrer Hand geben; er aber weiß mit feinerberechneter Wendung das Gespräch auf seinen königlichen Herrn zu lenken und ergreift die Gelegenheit ihr dessen Minnewerben vorzutragen und, als sie zustimmt, mit ihr den Plan zu heimlicher Flucht zu entwerfen (Avent. 6).

Ist nun die edle Sangesgabe unstreitig der Kern und Grundzug aus welchem der ganze Charakter Horants entwickelt ist, so ist es von Interesse zu verfolgen, welche weiteren Eigenschaften der Dichter ihm geliehen hat. Wir lernen daraus die Auffassung des mittelalterlichen Dichters von der Sangernatur, von den Eigenschaften die er sich mit der Übung der Sangeskunst verbunden denkt kennen.

Von solchen Charakterzügen begegnet uns in Horant:

1. Eine gewisse Umschau in der Welt, Kunde von Land und Leuten, feiner Blick für fremde Sitten (Strophe 214): heiz Horanden bringen, dem ist wol erkant alle site Hagenen hät er wol gesehen. no sine helfe kunde ez nimmer geschehen. vgl. 225—228. So ist er es auch, der, als Hagen mit seiner Flotte am Strande Wales anlauft, ihn zuerst an dem Kreuz in seinem Segel erkennt.

2. Damit hängen zusammen weltgewandte Umgangformen und Schlaueit den Menschen beizukommen. Er ist es welcher meisterhaft den Kaufherren spielt (251), dem König Hagen mit schlauer Verstellung die Täuschung beibringt als ob die Fremden von König Hettel vertriebene Kaufleute wären und ihn durch Geschenke gewinnt und be-

stimmt ihnen Herberge und Sicherheit vor der angeblichen Verfolgung Hettels zuzufagen (311 ff.).

3. Ein munteres Blut, fühlt er sich besonders zu dem schönen Geschlecht hingezogen. Er liebt es mit tumplichen witzten von edeler frouwen minnen sich zu unterhalten (224). Den Auftrag der Werbung in Irland, den Wate sehr ernst nimmt, nimmt er auf die leichte Achsel; er spricht seine Freude aus über einen Dienst der ihn mit schönen Frauen in Berührung bringt (247). Bei der Abreise selbst verabschiedet er sich von dem etwas beklommenen König frohmutig mit dem Scherz: wenn er ihn und die Genossen das nächste Mal sehe, werde er in ihrer Begleitung zugleich schöne Mädchen sehen, die er gerne empfangen werde (283). Wo es galante Dienste gilt, wenn z. B. die entführte Hilbe ihrem Vater soll zugeführt werden, da ist er bei der Hand (537). Ihm wird nach Erstürmung der Normannenburg, während die andern Helden zur Verheerung des Landes ausziehen, die Bewachung Gudruns und ihrer Gespielen anvertraut (1541).

4. Seinem frohmutigen, leichtblutigen Naturell entspricht es daß er Scherz und Kurzweil liebt (gemeliche 354) und glänzende, farbenhelle Kleider trägt: Horant der snelle, des hete niemen strit, der baz gekleidet waere. tiefe mentel wit sach man in tragen, die wären lichtgevar (333).

5. So erscheint er seinen schwerfalligeren Genossen gegenüber auch auerlich als der leichtgeschurzte. Er steigt in die Reibe, den Mastkorb, um von dort ausschauend die Gegend zu erkunden (1140).

6. Im Kampf geht er frisch und schneidig auf die Gegner los. Von der Königin Hilbe wird er auf dem Zug

ins Normannenland zum Fahnenträger in der Befreiungsschlacht bestellt (1112). Es kann ihm begegnen, daß er in der Hitze des Kampfes auch einmal sich verhaut und den Unrechten trifft, wie in der Schlacht auf dem Wülpenfand (886).

Charakterbild Gudruns nach dem Gudrunlied.

Unter den zahlreichen Frauengestalten, welche die deutsche Dichtung des Mittelalters hervorgebracht hat, steht an Adel der Empfindung, Gemühtiefe und sittlicher Schönheit oben an Gudrun, die nordische Heldenjungfrau, die Iphigenie des Nordens. In der großartig gedachten Gestalt Kriemhildens im Nibelungenlied sehen wir über der Durchführung eines herben Pflichtwertes schließlich das Weib untergehen, die Frauen der höfischen Ritterromane aber, die Herzeloiden, Sigunen, Ifolben, haben gegen Gudrun gehalten etwas Ge steigertes und Ungesundes. Gudrun ist eine kerngesunde und zugleich echt deutsche Charakterschöpfung.

- I. Ihr Wesen ruht auf stark ausgeprägtem Familiensinn.
 - a) Bei ihrer gewaltsamen Entführung durch Hartmut beklagt sie nur den bitteren Schmerz, der dadurch ihrem Vater bereitet werde Strophe 797.
 - b) Von ihrem Entführer fühlt sie sich dadurch auf immer geschieden, daß ihr Vater durch seines Vaters Hand gefallen ist Strophe 989. 1032 f.
 - c) Den prophetischen Schwan, der ihr die nahe Befreiung ankündigt, fragt sie nach Mutter und Bruder früher als selbst nach dem Bräutigam Str. 1171 ff.
- II. Mit diesem Familiensinn verwandt ist ihre Treue in natürlichen Pflichtverhältnissen.

- a) Ihrem Verlobten Hertwig hält sie Treue unter den schwersten Anfechtungen,
 ungebeugt durch die Mißhandlung, die sie von Gerlinde erfährt Str. 996 ff. 1057.
 ungerührt durch die echte Liebe und Ritterlichkeit Hartmuts Str. 964. 1001. 1014. 1292. 1296. 1477.

unbestochen durch das gewinnende Ansdmüegen seiner Schwester Ortrun Str. 1040 ff.

- b) An dem Schicksal der großen Vasallen ihres Vaters nimmt sie innigen Anteil Str. 1175—1183.

- c) Ihren Landsleuten gegenüber

α) hält sie unerschütterlich an dem Glauben fest, daß sie zu ihrer Rettung erscheinen werden Str. 1241.

β) Das Gefühl für ihre Bluts- und Stammesverwandten treibt sie, den Ihrigen durch Ueberlistung vor Gegner unter die Arme zu greifen. Sie täuscht Gerlinden und Hartmut am Vorabend der Befreiungsschlacht durch ein Eheversprechen und erwirkt dadurch ihren Gespielinnen Sicherheit während des Sturms der Hegalinger und bessere Pflege und würdigere Ausstattung für die Begegnung mit den Ihrigen St. 1297 ff.; zugleich aber veranlaßt sie dadurch die Normannen durch Aussendung zahlreicher Boten in das Land die Verteidigung der Königsburg zu schwächen Str. 1314.

III. Aus dem Bewußtsein, einem edlen Haus und Volk anzugehören, schöpft sie zugleich ein stolzes Gefühl ihres Wertes Str. 998 f. „sich teuer dünken,“ vgl. Str. 959.

- a) Das äußert sich den Männern gegenüber in nordisch-leutscher und sittsamer Zurückhaltung.
- α) Es ist ihr peinlich, in der niedrigen Magdkleidung, die ihren Körper halb entblößt, sich Männerblicken auszusetzen Str. 1208; sie weigert sich, Männermäntel umzunehmen Str. 1233.
- β) Würdevoll weiß sie das ungestüme Werben Hartmuts in seine Schranken zu weisen und ihn in züchtiger Entfernung zu halten Str. 1030 ff. 1293 ff.
- b) Aus diesem Selbstgefühl fließt auch die stolze Haltung und Seelengröße, die sie mitten in äußerer Entwürdigung und Schmach bewahrt.
- α) Schweigend und ohne Klage unterzieht sie sich allen erniedrigenden Diensten, welche Gerlinde über sie verhängt Str. 997. 1020 f. 1053.
- β) Ja sie kehrt gegen ihre Peinigerin einen auf dem Gefühl ihrer Würde ruhenden unbeugsamen Trotz; z. B. verweigert ihr den Fuß beim Empfang 978 ff. Vgl. ihre Aeußerung: Ich sol nicht haben wonne, ich wold ir taetet mir noch leider 1055.
- γ) Draftisch bricht dieser Trotz nach dem Wiedersehen mit dem Bruder und dem Bräutigam durch, wo sie, „nachdem zwei Könige sie geküßt,“ die ihr zur Beforgung anvertraute Wäsche Gerlindens in die See wirft 1268. 1271 f.
7. Verwandt mit dem Stolz ist die Großmut, die auf eine unedle Rache an dem Wehrlosen verzichtet.
- a) Sie rettet dem Normannenkönigssohn Hartmut das

Leben, als dieser ihr gegenüber am Hegelingenhof seine Maske lüftet Str. 628 f.

- b) Sie rettet ihn auf die Bitten Ortruns zum zweitenmal in der Befreiungsschlacht aus den Händen des grimmigen Wate, ohne sich um etwaige Mißdeutung dieses ihres Dazwischentretens zu kümmern 1482 ff. — Auch Gerlinde wird nur durch ein schwächer geartetes Mädchen ihres Gefolges dem Rächer Wate ausgeliefert Str. 1521. Selbst die ungetreue Hergart sucht sie zu schützen Str. 1518.
- o) Sie ruht nach der Heimkehr nicht, bis sie ihren Drängern auch die Verzeihung der Mutter ausgwirkt hat Str. 1580—1584. 1595—1599.

V. Auch an andern schätzt sie die Eigenschaften, die sie selbst zieren.

- a) Die Liebe und Treue einer Ortrun und Hilburg belohnt sie königlich Str. 1579. 1585. Avent. XXX.
- b) Sie ehrt Ritterfittē und Mannesmut.
- α) Unter ihren Freiern gewinnt Herwig von Seeland ihr Herz, weil derselbe ritterlich mit dem Schwert um ihre Minne wirbt Str. 644. 655. 662.
- β) Sie zeigt offenen Sinn für die ritterlichen Eigenschaften Hartmuts und ist ihm nach der Rückkehr an den Hegelingenhof behilflich, die Herzen seiner bisherigen Gegner zu gewinnen Str. 1600 ff.

VI. Mit dieser Hoheit der Bestimmung hängt wieder zusammen der königliche Zug, Leid und Freud der Völker wie ihr eigenes zu fühlen.

- a) Am Morgen der blutigen Entscheidung trauert sie *zum voraus* um die zahllosen Opfer, welche ihre Befreiung kosten wird Str. 1359.

- b) Und wie nun ihre Befreiung vollbracht ist, ist sie unermüdblich thätig, die Wunden, die der Völkergewalt geschlagen hat, zu heilen. Sie stiftet Ehebündnisse, durch welche Frieden und Versöhnung zwischen den bisher entzweiten Völkern und Fürstenthümern hergestellt werden soll. Av. XXX. XXXI.

Welchen Gebrauch macht Lessing in seinen Dramen von dem Motiv der Ehre?

Es ist bezeichnend für Lessing daß in seinen dramatischen Stücken die Triebfeder der Ehre ungefähr dieselbe Rolle spielt wie in den Dramen anderer Dichter die Liebe. Ein Mann von starkem, lebendigem, ja reizbarem Gefühl der unantastbaren Würde der eigenen Persönlichkeit, stattet er mit diesem männlichen Zug auch die Geschöpfe seiner Einbildungskraft aus.

I. Lessings Auffassung der Ehre:

1. Negative Umschreibungen: „Die Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, noch das Zeugnis weniger Rechtschaffenen.“ Sie ist etwas wofür die Frauen kein Verständnis haben, vgl. den Ausdruck: „Gespenst der Ehre“ im Munde des Fräuleins von Barnhelm IV, 6.

2. Positive Bestimmungen. Zur Ehre gehört a) Selbstachtung die uns vor jeder Handlung bewahrt die unsere Person vor unserem eigenen Bewußtsein herabwürdigen würde; also eine Lebensführung die von dem strengen Begriff des Manneswürdigen geleitet ist. b) Zugleich aber auch die Achtung der Welt auf welche der Mann zu wirken berufen ist, Anerkennung des hohen Wertes unserer Persönlichkeit durch andere, insbesondere durch die Standesgenossen; Unbescholtenheit und unverkümmertes Bewußtsein derselben.

II. Welche Charaktere erscheinen als die hervorragenden Träger dieses Ehrbegriffs? und wie wirkt derselbe im Zusammenhang der Handlung?

1. Im Philotas zeichnet Lessing das jugendlich überspannte Ehrgefühl des nach Ruhm dürstenden Fürstensonnes. Der Prinz Philotas, der im Krieg in Gefangenschaft geraten ist, entleibt sich selbst, als er hört daß der Vater damit umgehe seine Auslösung durch Aufopferung wichtiger Vorteile zu erkaufen. Der ehrgeizige Jüngling erträgt den Gedanken nicht durch seine Person dem Vater und dem Vaterland Schaden zu verursachen.

2. In der Emilia Galotti ist der Hauptvertreter Odoardo Galotti und seine Tochter Emilie. Odoardo, ein unabhängig gesinnter, auf die Ehre des Hauses eifersüchtiger Brausekopf, hat seine Tochter in strengen Grundsätzen erzogen, zugleich aber auch durch umsichtige Bewachung vor den Verführungen des Lasters bewahrt. Als nun Emilie ohne eigene Schuld in die Gewalt des wollüstigen, in Liebe zu ihr entbrannten Fürsten gefallen und dieser ihrer Tugend seine Neze stellt, die ihr um so gefährlicher sind, weil ihr im Herzen und Blut etwas für die bezaubernde Persönlichkeit des Fürsten spricht, entschließen sich Vater und Tochter in rascher Verständigung der drohenden Schande durch Tötung Emilien zuvorkommen. Bei dem Mädchen erscheint die Ehre als jungfräuliche Ehre, Wahrung der jungfräulichen Unschuld und Keuschheit und der darauf beruhenden Unbescholtenheit ihres Rufes. Die Unbescholtenheit der Tochter bildet aber eine wesentliche Bedingung der Ehre der Familie, welcher die zur fürstlichen Buhlerin entehrte Tochter einen unauslöschlichen Makel ansprechen würde. Darum berührt der Anschlag auf die Ehre Emilien auch

den Vater, dessen rauhe Tugend durch eine blutige That in der Ehre der Tochter zugleich seine eigene schirmt.

3. Im Nathan tritt als Verkörperung der ritterlichen Standesehre der Tempelherr auf, in welchem ein starkes Gefühl der Ehre Wache hält über die allgemein menschlichen Pflichten gegenüber den Anmutungen des im Patriarchen vertretenen religiösen Fanatismus und den Christen davor bewahrt an dem Muhamedaner Saladin und dem Juden Nathan ehrlos und verräterisch zu handeln.

4. Das auffallendste Beispiel eines gesteigerten Ehrgefühls ist der Major Tellheim in Minna von Barnhelm. Die Ehre erscheint hier als die Kavalierehre eines modernen Offiziers, welche mit peinlicher Sorgfalt nicht nur alles wirklich Gemeine und Niedrige, sondern auch den Schein eines solchen vermeidet. Das ganze Thema des Lustspiels kann als Konflikt dieser Ehre mit der Liebe bezeichnet werden. Tellheim, durch ungerechten Verdacht gekränkt und mit Unehre aus dem Dienst entlassen, verschmäht es in seiner zugleich finanziell bedrängten Lage durch die Heirat mit einem ihm in besseren Zeiten verlobten, reichen und angesehenen Edelräulein sich zu retten, weil sein Zartgefühl ihm verbietet das liebende Mädchen an sein Schicksal zu ketten und dadurch der Mißachtung der Welt auszufetzen, „die blinde Zärtlichkeit eines Mädchens“ selbstisch für sein Glück zu mißbrauchen. Er ist dadurch schon auf dem Weg der Märtyrer seines strengen Ehrbegriffs zu werden. Da überwindet die Geliebte seine edelmütige Weigerung durch eine List, indem sie sich nun selbst für enterbt und verstoßen ausgibt; und nachdem inzwischen die Ehre Tellheims durch eine Erklärung seines Fürsten glänzend wiederhergestellt ist, nimmt sie für die übertriebene Delikatesse

mit der er sie geplagt hat eine scherzhafte Rache dadurch daß sie sich nun gleichfalls als die Zartfühlende aufspielt welche sich nicht durch ihn glücklich machen lassen will. So wird was in dem Ehrgefühl Tellheims übertrieben erscheint im Stücke selbst gezeißelt und in humoristischer Weise geföhnt. — Die durch und durch ehrenhafte Gesinnung Tellheims wiederholt sich auf niederen Bildungsstufen in seinen Freunden und Dienern, in dem grundbraven, grade und edel denkenden Wachtmeister, der mit den Schleiden wegen der Lüge so wenig umzugehen weiß daß ihm die erste Unwahrheit seines Lebens, das Märchen mit welchem er den bedrängten Freund eine Geldsumme aufschwätzen möchte jämmerlich verunglückt, und weiter herab in dem Bedienten dem ehrlichen Just, in welchem die ehrliche Offenheit wohl auch zur Grobheit wird. Das Gegenbild zu diesen deutschen Gestalten ist der Franzose Niccaut.

Niccaut und Tellheim, ein französischer Kavalier und ein preußischer Offizier des siebenjährigen Krieges.

Zwei in pikanten Kontrast gestellte Gestalten in Lessings Minna von Barnhelm sind der Major Tellheim und der Lieutenant Niccaut, beides abgedankte Offiziere der Armee Friedrichs des Großen; beide empfinden die Abdankung als Kränkung, beide halten demungeachtet auf ihre Ehre. Obwohl verschieden fassen sie die Ehre!

1) Tellheim zeigt wirkliche Noblesse des Charakter. Er setzt der Ehre den eigenen Vorteil hintan und *opfert sich für andere auf*. So leistet er den sächsischen *Ständen aus eigenen Mitteln* einen Vorstoß, um ihr

die Härte der Kontribution zu ersparen (IV, 6), schlägt eine vorteilhafte Heirat aus in dem Gedanken: Es ist eine nichtswürdige Liebe die kein Bedenken trägt ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen (ebendas.), vernichtet, obwohl selbst in Geldverlegenheiten, edelmütig den Schuldbrief der bedrängten Witwe eines ehemaligen Kriegskameraden (I, 6). — Der Lieutenant Riccaut dagegen hält jedes Mittel für erlaubt seinen Vorteil wahrzunehmen. „Handelt es sich um Verlust, meint er, so soll ihn der König tragen, nicht einer von uns Ehrenmännern.“ Est-ce que l'on sert les rois pour rien? (IV, 2). Indem er diesen Grundsatz zugleich dem Minister unterlegt, setzt er ihn als selbstverständlich für jeden der in Amt und Würden steht voraus.

2) In Geldsachen ist Tellheim peinlich, diskret, nur um sich nicht in Abhängigkeit von andern Menschen zu begeben. Er nimmt die ihm von Freunden dargebotenen, ja aufgedrungenen Darlehen nicht an, weil er nicht sicher ist, ob er sie ihnen wieder heimzahlen kann, obgleich die Freunde die Heimzahlung weder wünschen noch erwarten (III, 7). Lieber schränkt er sich aufs äußerste ein und entläßt den letzten Diener, um nicht von andern borgen zu müssen (I, 8). Riccaut zeigt gerade in Geldsachen seine innere Gemeinheit und Frivolität. Er bittet offen um Unterstützung, lamentiert einer ihm fremden Dame von seiner bedrängten Lage und dem ihm widerfahrenen Unrecht vor, um ein Almosen herauszuschlagen. Er drängt sich an Fremde heran, um von ihnen zu schmarnozen, sich ein Trinkgeld zu verdienen. Wenn er sich z. B. beeilt, dem Major von seiner bevorstehenden Rehabilitation Mitteilung zu machen und dabei sein angebliches Verdienst um diese günstige Wendung seines Geschickes ins Licht zu setzen

sucht, so hat er es auch dabei nur auf einen Botenlohn abgesehen. Er nimmt sich die schändlichste Handlungsweise nicht übel; er erzählt offen: une affaire d'honneur machte mich fliehen, er betrügt im Spiel mit Hilfe falscher Würfel, ja er bildet sich auf seine unsaubereren Künste als „Finessen“ noch etwas ein („er sei von den Ausgelernten“) und bemäntelt den Betrug durch euphemistische Bezeichnungen (corriger la fortune IV, 2). Die Ehre, wie er sie faßt, verlangt nur daß das Unehrenhafte mit guter Art geschehe, der Schein gerettet werde.

3. Riccaut ist eitel; er möchte mehr scheinen als er ist; er flunkert: er prahlt mit seinem königlichen Geblüt, seiner vornehmen Familie, seinen hohen Verbindungen; er giebt sich für einen Kapitän aus, während er nur Lieutenant ist. Er möchte andern einen möglichst großen Begriff von sich beibringen, um sich in den ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen zu sonnen. — Tellheim ist stolz; er ruht so fest in dem Bewußtsein seines Wertes, daß er der äußern Zeichen der Verehrung entbehren kann; er macht weniger aus sich selbst als er ist; lebt zurückgezogen, sucht seine finanzielle Bebrängnis nicht zu verbergen, nimmt die Rücksichtslosigkeit nicht besonders krumm mit der ihn eben deshalb der eigennützigte Wirt behandelt (I, 3); von sich selbst spricht er nicht gern und Rechtschaffenheit und Edelmut sind Worte die er nie auf die Zunge bringt (II, 1).

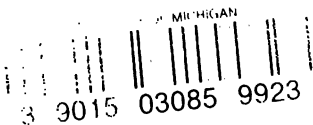
4. In der Auffassung des soldatischen Berufes verrät Riccaut die Mietlingsnatur. Er ist in aller Herren Dienst schon herumgekommen; er thut gelegentlich groß mit dieser abenteuernden kriegerischen Laufbahn. Über diesen Betrieb des Waffenhandwerks urteilt Tellheim: *Ohne Absicht heute hier morgen dort reisen heißt wie ein*

Fleischerknecht reifen, weiter nichts! Er verlangt: Man muß Soldat sein für ein Land oder aus Liebe zur Sache für die gefochten wird (III, 7).

5. Im Verhältnis zu den Damen zeigt Tellheim äußerstes Bartgefühl. Dasselbe verbietet ihm die blinde Zärtlichkeit eines begüterten Mädchens zu nutzen, um sich mit ihrer Hilfe in bessere Verhältnisse heraufzuarbeiten und sie in die eigene, wenn auch unverdiente Bescholtenheit zu verwickeln (IV, 6). Sobald er aber von der angeblichen Enterbung der Braut hört, ist er wie umgewandelt und zu jedem Ritterdienst, selbst zur Aufnahme von Darlehen für sie bereit (V, 1—5). Er verlangt treues Worthalten: Das muß ein Schurke von einem Soldaten sein der ein Mädchen anführen kann (III, 1); er bezeichnet es dem Wachtmeister gegenüber als seinen Grundsatz daß man über einen gewissen Punkt (die Ehe) mit dem Frauenzimmer nicht scherzen darf (III, 10). — Bei Riccaut ist das andere Wort: Man muß galant sein gegen die Damen. Diese Pflicht der Galanterie hält ihn aber nicht ab dem Fräulein von Barnhelm ehrenrührige Zumutungen zu machen und von den Damen seiner Bekanntschaft ehrenrührige Dinge anzudeuten: ich wil niks weiter sag. Man muß sein galant zc. (14, 2).

6. Den Vorgesetzten gegenüber kennt Riccaut keine Anhänglichkeit oder Hingabe. Er stellt sie hin als seinesgleichen, von gemeinem Eigennutz geleitet. Auch klagt er: Man kennt sich hier nicht auf den Verdienst. — Tellheim erträgt ohne Klage eine schreiende Ungerechtigkeit die er zu erfahren gehabt hat und wie seine Ehre durch das königliche Handschreiben wieder hergestellt ist, ruft er gerührt: Das ist mehr als ich erwartet habe, mehr als ich verdiene (V, 9).

7. In seinen Formen zeigt Tellheim infolge seiner strengen Ehrenhaftigkeit manchmal etwas Sprödes und Steifes. „O über die wilden, unbiegsamen Männer,“ ruft einmal klagend das Fräulein aus, „die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften! für alles andere Gefühl sich verhärten!“ (IV, 6). Er kann nicht heucheln, wird daher in aufgeregter Stimmung, z. B. gegen den Bedienten (I, 4. 8) und den Wachtmeister (III, 7) grob und ungerecht, bittet aber sein Unrecht ab, sobald er es eingesehen. Riccaut, der Mann des Scheins, ist auch der Mann der geschmeidigen Formen; er weiß jedem etwas Angenehmes zu sagen; aber alle seine Artigkeiten sind hohle Redensarten hinter welchen keine Gesinnung steckt.



Pfälz. Kurier: Auch in der griechischen Altertumskunde von **Dr. H. Meiß** ist die Darstellung concis und, ohne den wissenschaftlichen Charakter zu verleugnen, populär im besten Sinne des Wortes.

Lehrer-Zeitung: Wenn eine kurzgebrängte physikalische Geographie aus der Feder eines so tüchtigen Fachmannes, wie es Prof. Günther in München ist, erscheint, so ist von vornherein zu erwarten, daß das nur etwas Gutes sein kann. Jeder, der das Buch liest, wird sehen, daß er sich in dieser Erwartung nicht getäuscht hat.

Ausland: Kaum je ist mir ein Buch zu Gesicht gekommen, das wie **Rebmann's** „der menschliche Körper und Gesundheitslehre“ auf so kleinem Raum ein so klares Bild von dem Bau und den Thätigkeiten des menschlichen Körpers geboten hätte. Ich stehe nicht an, das Werkchen als ein für den Unterricht höchst brauchbares zu bezeichnen.

Littbl. d. dtsh. Lehrerztg.: Die beiden Bändchen „**Hartmann von Aue** zc.“ und „**Walther von der Vogelweide**“ geben eine Auswahl des Besten aus dem Besten unserer altklassischen deutschen Litteratur im ursprünglichen Text und gewähren somit für ein Billiges einem jeden Gebildeten die Möglichkeit, die alten Perlen unserer Litteratur in ihrer kernigen, kraftvollen Ursprache selbst kennen zu lernen.

Allg. Zeitung (München): Ellinger bietet in „**Kirchenlied und Volkslied, geistliche und weltliche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock**“ den Schülern ein Handbuch, das den Verständigeren für den deutschen Unterricht aewik hochwillkommen ist.

Berl. philolog. Wochenschrift: **Stending, griechische und römische Mythologie.** Die überaus schwierige Aufgabe, den wesentlichsten Inhalt auf nur 140 Kleinoktavseiten übersichtlich und gemeinverständlich darzustellen, ist von dem Verfasser des vorstehenden, in der bekannten Art der „**Sammlung Götschen**“ ausgestatteten Büchleins in höchst anerkennenswerter Weise gelöst worden.

Zeitschr. f. dtsh. Unterricht: Die „**Althochdeutsche Litteratur**“ **Schaufflers** ist eine hoch erfreuliche Gabe; sie beruht überall auf den neuesten Forschungen und giebt im Anschluß an **Braune, Sievers, Paul, Müllenhoff** und **Scherer** u. a. überall das Wichtigste und Wissenswerteste in knappster Form.

Natur: Es ist geradezu erstaunlich, wie es der rühmlichst bekannte Verlag ermöglicht, für so enorm billige Preise so vorzüglich ausgestattete Werkchen zu liefern. Das vorliegende Bändchen bringt in knapper und verständlicher Form das Wissenswerteste der Mineralogie zum Ausdruck. Saubere Abbildungen erleichtern dem Schüler, für den es in erster Linie bestimmt ist, das Verständnis.

Globus: Es ist erstaunlich, wie viel diese kleine Kartenkunde bringt, ohne an Klarheit zu verlieren, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß viele Abbildungen den Raum stark beengen. Vortrefflich wird die Kartenprojektionslehre und die Topographie geschildert.

Nationalzeitg.: Es ist bis jetzt in der deutschen Litteratur wohl noch nicht dagewesen, daß ein Leinwandband von fast 300 Seiten in vorzüglicher Druck- und Papierausstattung zu einem Preis zu haben war, wie ihn die „**Sammlung Götschen**“ in ihrem neuesten Bande, ~~...~~